Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse

Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

Band: 51 (1957)

Buchbesprechung: Rezensionen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

REZENSIONEN - COMPTES RENDUS

Theodor Klauser: Die römische Petrustradition im Lichte der neuen Ausgrabungen unter der Peterskirche (Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Geisteswissenschaften 24). — Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen 1956. 122 S., 19 Tafeln.

Innerhalb der beinahe unübersehbar gewordenen Literatur zu den Ausgrabungen unter der Peterskirche nimmt die vorliegende Untersuchung zumal im deutschen Sprachgebiet eine hervorragende Stellung ein. Sie bietet dem deutschen Leser geradezu einen Ersatz des teuren Ausgrabungsberichtes. Ein frischer Zug offener und scharfsinniger Kritik durchweht das Buch von Anfang bis Ende. Das für manchen überraschend klingende Endurteil lautet dahin, « daß die Ausgrabungen nicht jenes Ergebnis gezeitigt haben, das ihre Urheber in erster Linie von ihnen erwarteten : den einwandfreien Nachweis des wirklichen Petrusgrabes und des an ihm geübten frühen Kultes » (S. 67 f.). « Gesichert ist nach wie vor die Tradition von der Anwesenheit und dem Martertod des Petrus in Rom. Die Ausgrabungen haben keinen Befund erbracht, der das einhellige Zeugnis der literarischen Überlieferung erschüttert hätte » (S. 85).

Diese scharf zugespitzte Schlußformulierung, die den stichhaltigen Nachweis auf die literarischen Zeugnisse zurückwirft, läßt das auch von Prof. Klauser sicher nicht abgelehnte positive Ergebnis der Ausgrabungen nicht erkennen, nämlich daß sie das Bewußtsein der römischen Christen wenigstens um das Martyrium des Apostels am Vatikan spätestens seit der Zeit zwischen 160 und 170 einwandfrei bestätigt haben.

Im ersten Teil wird die römische Petrustradition in den literarischen Texten behandelt. Unter ihnen stehen Kapitel 5-6 des I. Klemensbriefes an erster Stelle. Nach K. darf man jedoch seinem Zeugnis für sich allein genommen nicht die letzte Sicherheit zusprechen. Diese findet K. durch den Römerbrief des Ignatius (c. 4, 3) und den stets unbestrittenen Anspruch der römischen Gemeinde gewährleistet. Vielleicht kommt dem Klemenszeugnis doch vermehrtes Gewicht zu, wenn man die unmittelbare Abhängigkeit des Ignatiuszeugnisses Röm. 3, 1 und wohl auch 4, 3, ebenso des Polykarpbriefes an die Philipper 9, 1-2 in Erwägung zieht (vgl. Divus Thomas 22, 1944, S. 433-445). Anderseits verliert die Ähnlichkeit der Beschreibung der Qualen durch Klemens (« Frauen haben als Danaiden und Dirken fürchterliche und verbrecherische Mißhandlungen erlitten ») und der Schilderung der neronianischen Verfolgung durch Tacitus an Beweiskraft. Denn gerade die angenommene, stark betonte pantomimische Nachahmung des Danaiden-Mythos und

der Dirke-Sage ist wenigstens im Falle der Danaidenstrafe schwer vorstellbar. Es wird sich vielmehr um eine metaphorische, der stoisch-kynischen Diatribe entlehnte Ausdrucksweise für « unerhörte Qualen » handeln.

Das Gaius-Zitat bei Eusebius KG 2, 25, 7 (« Ich aber kann dir Siegesdenkmäler der Apostel zeigen. Denn wenn du an den Vatikan gehen willst oder auf die Straße nach Ostia, so wirst du dort die Tropaia derer finden, welche diese Gemeinde gegründet haben ») deutet K. scharfsinnig als eine Übertrumpfung des Montanistenargumentes : « Ihr Montanisten habt Gräber von einem Apostel und einigen Aposteltöchtern (vgl. Proklos bei Eus. KG 3, 31, 4), wir Römer haben Apostelgräber (Tropaia), weil unsere Apostel als Martyrer über den Teufel gesiegt haben » (S. 20). Daß der Ausdruck « Tropaia » eine Steigerung besagt, ist durchaus möglich ; aber nicht bewiesen scheint mir, daß Gaius darunter wirklich Gräber verstand, wie es tatsächlich Eusebius tat. Das Argument des römischen Presbyters war durchaus wirksam, wenn er unter Tropaia Siegesmale, d. h. Zeichen des bestandenen Kampfes, also den Ort des Martyriums verstand. Eindrucksvoller konnte die römische Tradition nicht erhärtet werden, weil es ja zum Begriff des Märtyrers gehört, durch den Tod für die Wahrheit Zeugnis abzulegen (vgl. Geh. Off. 2, 13). Freilich braucht Gaius den Sinn « Grab » nicht ausgeschlossen zu haben.

Die Notiz der Depositio martyrum zum 29. Juni bleibt für K. Zeugnis einer dreifachen Apostel-Feier, d. h. am Vatikan, an der Via Ostiensis und gemeinsam an der Via Appia. Außerdem bestand bereits im 4. Jahrhundert das Kathedrafest vom 22. Februar, ursprünglich Totenmahlfeier zum Gedächtnis des Petrus. Das Datum könne aber nicht den Todestag bezeichnen, da es in die Zeit altrömischer Totenfeiern falle. Weil nun auch der 29. Juni wegen des mit der Festnotiz verbundenen Consulardatums 258 nicht Depositionstag sein könne, « muß es eine Zeit gegeben haben, in der es keinen Totenkult für Petrus gab » (S. 28). Man wird diesem Schluß jedenfalls zustimmen können, sofern man unter Totenkult den offiziellen liturgischen Kult (Anniversar) versteht. Es ist jedoch denkbar, daß ihm eine andere Form der Verehrung vorausging. Aus dem Schweigen der Quellen läßt sich noch kein positiver Beweis für das Nichtvorhandensein einer solchen aufbauen. Die in der Antike allgemein übliche Sorge um die Bestattung ist in sich schon eine Form des Totenkultes. Ignatius setzt sie bei den Römern voraus (R 4, 2 « Vielmehr schmeichelt den wilden Tieren, daß sie mir zum Grabe werden und nichts von meinem Körper übriglassen, damit ich entschlafen keinem zur Last falle »), vermutlich bereits in liturgischer Ausgestaltung (vgl. R 2, 2 u. G. Jouassard, Aux origines du culte des martyrs dans le christianisme. Rech. de scienc. relig. 39/40, 1951/52, S. 362-367). Wir meinen aus dieser Tatsache folgern zu dürfen, daß trotz der eschatalogischen Naherwartung das Interesse an den Überresten des Gründers der Kirche und an den Ort seines Martyriums lebendiger war als K. es voraussetzt (S. 70 Anm. 137 : « In der Frühzeit jedoch war das Interesse an der irdischen Hülle verstorbener Mitchristen, auch der führenden Männer gering »).

Im zweiten Teil erschüttert K. die Datierung der Ausgräber mit eindrucksvollen Gründen. Das gesamte Gebiet des vatikanischen Hügels wurde erst um 120 für Begräbniszwecke freigegeben. In die gleiche Zeit gehören die um

das « Petrusgrab » gefundenen Einzelgräber, welche von den Ausgräbern dem ersten Jahrhundert zugeschrieben worden waren. Dies beweise ihr Niveau. Über dem ältesten unter ihnen, einem mit γ bezeichneten Kindergrab, wurde ein Altar errichtet, von dem eine Libationsröhre bis zum Tonsarg hinunterführte. Es war also ein heidnisches Grab. Die Armseligkeit des Grabes δ macht es wahrscheinlich, daß die für es benutzten Ziegel aus der Zeit Vespasians alt waren. Die in unmittelbarer Nähe dieser Gräber zwischen 160 und 170 errichtete Aedicula identifiziert auch K. mit dem Tropaion des Gaius, führt sie aber auf private Initiative zurück. Die Gemeinde hätte ihrem Gründer ein reicheres Denkmal gesetzt. Die unter der Aedicula liegende Vertiefung mit den wenigen Knochen kann nicht das Petrusgrab sein. Die von den Ausgräbern geschmiedete Beweiskette halte der Kritik nicht stand. Gegen die Identifizierung spreche vor allem die geringe Tiefe des « Petrusgrabes » und die späte Zeit der unmittelbar daneben, tiefer liegenden Gräber γ und δ. Das einzige Indizium sei auf dem Boden der Aedicula die auffällige Aussparung eines Vierecks, das ein Grab aus dem 2. Jahrhundert andeuten könnte, « aber ein besonders armseliges Grab, da sich in diesem Falle, außer den wenigen Knochen, nichts davon erhalten hat » (S. 55). Wer den Ausgrabungsbericht aufmerksam durchgelesen hat, wird den von K. und andern erhobenen Einwänden nicht jede Berechtigung absprechen.

Im dritten Teil beurteilt nun K. die römische Tradition und legt seine Erklärungsversuche der Tatbestände vor. Die Aedicula, d. h. das Tropaion des Gaius (spätestens um 165) wäre das älteste Zeugnis eines Interesses für das Petrusgrab. Geweckt worden wäre es durch den damals wichtig gewordenen Sukzessionsgedanken. Aus der Überlieferung wußte man, daß Petrus in den Gärten des Nero gestorben war. Daraus hätte man auch den Ort des Grabes abgeleitet. Aus was für Gründen man ihn gerade an der roten Mauer fixierte, wo man die armselige Aedicula errichtete, entgehe uns. Jedenfalls war es nicht ein sicheres Wissen um dasselbe. « Man hat vielmehr allen Grund anzunehmen, daß sämtliche Opfer des Schreckenstages in den neronianischen Gärten von den Henkern und den Angestellten des kaiserlichen Parkes gleich nebenan in den Randbezirken des Geländes in einem Massengrab verscharrt worden sind, vielleicht nach vorheriger Verbrennung » (S. 70). Die Ärmlichkeit der Aedicula und das Fehlen von Spuren eines intensiven Totenkultes im 2. Jahrhundert machten es wahrscheinlich, daß die Aedicula auf private Initiative zurückgehe.

Dieser Erklärungsversuch beansprucht auch nach K. keine Gewißheit. Er scheint uns, wie bereits gesagt, die Interesselosigkeit der römischen Gemeinde an den Überresten ihres Gründers zu überschätzen. Wie sehr auch die Juden, daher auch die Judenchristen auf ein angemessenes Begräbnis hielten, ist bekannt. Völlig unerklärt bleibt die Fixierung des « Petrusgrabes », dazu inmitten eines heidnischen Gräberfeldes, ja in unmittelbarer Nähe eines heidnischen Kindergrabes und Altares. Nicht erst das Erstarken des Sukzessionsgedankens, der übrigens bereits im I. Klemensbrief c. 42-44 auffallend betont wird, sondern die geschichtliche Stellung der Apostel Petrus und Paulus zur römischen Gemeinde scheint uns hinreichender Grund des Interesses für ihre Grabstätten zu sein.

In der Frage der Memoria Apostolorum an der Via Appia lehnt K. die Translationsthese ab. Konstantin müßte die Reliquien in einem prunkvollen Sarkophag oder Reliquienbehälter aufbewahrt haben. Die Duplizität des Grabplatzes, Vatikan und Via Appia, wäre somit Beweis zweier verschiedener Ansichten. Jene, die das Grab Petri an der Via Appia suchte, wäre weniger beachtet, vielleicht sogar schismatisch gewesen. Der 29. Juni 258 wäre die erstmalige liturgische Feier der römischen Kirche gewesen, nachdem sich deren Hierarchie für die Via-Appia-Tradition entschieden hätte. In dieser Annahme ist jedoch die Wahl gerade des 29. Juni nicht erklärt. Wenn auch das Jahr 258 mit dem Verbot des Besuches der Gemeindefriedhöfe zur Zeit der valerianischen Verfolgung in Beziehung stehen mag, so bleibt immerhin wahrscheinlich, daß für die Apostelgründer bereits vorher eine Gedenkfeier bestand. Denn die Depositio martyrum gibt eine solche bereits für Papst Kallixtus an.

Wir sind immer noch nicht überzeugt, daß eine Verehrung der Apostel notwendig an ihr wirkliches oder vermeintliches Grab gebunden war. Wenigstens scheint uns der Beweis dafür noch nicht erbracht. Ein Toten- bzw. Märtyrerkult war doch auch in jenen Fällen möglich, in welchen die leiblichen Überreste verbrannt oder zerstreut wurden (vgl. H. Delehaye, Sanctus. 1917, S. 123-125). Warum sollte an Stelle des Grabes nicht der Ort des Martyriums eine Verehrung lokalisiert haben ? So hatte z. B. Cyprian von Karthago später am Platze seiner Hinrichtung wie an jenem seiner Beisetzung eine Kultstätte. Das Interesse an der Geburtsgrotte zu Bethlehem läßt sich bis in die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts zurückverfolgen. Daß eine wenigstens private Form der Verehrung der römischen Märtyrer im 2. Jahrhundert kein Anachronismus ist, dürfte aus ihrer bereits liturgischen Ausgestaltung im Osten um diese Zeit ersichtlich sein.

Wenn man die vorliegende negative Beurteilung der Ausgrabungsergebnisse etwa mit den durchaus positiven Schlußfolgerungen von J. Ruysschaert (Revue d'Histoire ecclésiastique 48, 1953, S. 573-631 u. 49, 1954, S. 5-58) vergleicht — beide erheben den Anspruch strenger Wissenschaftlichkeit — so kann man sich eines Eindruckes nicht erwehren : Die Elemente für eine sichere, zustimmende oder ablehnende, Wertung fehlen uns heute noch. Eine abwartende Haltung drängt sich daher auf. Die Ausgrabungen am Grab des hl. Paulus an der Via Ostiensis könnten eines Tages auch jene am Vatikan aufhellen. O. PERLER.

P. A. Van der Baar : Die kirchliche Lehre der Translatio Imperii romani bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Analecta Gregoriana, vol. LXXVIII. — Université Gregorienne, Rome 1956. In-8°, XXII-153 pages.

La monographie de P. A. Van der Baar sur le thème médiéval de la *Translatio imperii* aboutit à une conclusion qui surprendra plus d'un lecteur. Le thème n'a pas servi à inspirer, pas même à justifier le pouvoir éminent du Pape sur l'Empire, au temps où ce pouvoir était en train de s'affirmer; il en a accompagné l'expression plus qu'il ne l'a fondé. Il n'en est devenu la justification classique qu'au jour où ce pouvoir était en voie de disparaître. Après tout, le cas n'est pas unique — peut-être est-il même fréquent — d'une

société qui prend pleinement conscience et trouve la justification claire et facile de l'une de ses institutions au moment où celle-ci commence à péricliter.

L'idée de *translatio imperii* remonte à l'Empire romain lui-même, soucieux de marquer par sa *lex regia* la transmission des pouvoirs du peuple à l'empereur. Au moyen âge, les laïcs romains aussi bien que Frédéric II n'auront pas oublié le fait. Une autre acception du terme fit également long feu au moyen âge dans les désaccords de l'Orient et de l'Occident, ou dans les discussions relatives à la donation de Constantin : celle qui signifiait le transfert de l'Empire à Byzance. Cependant l'étude présente s'attache à une troisième acception, strictement ecclésiastique, qu'on peut formuler en ces termes : « Le siège apostolique a le droit de se mêler des affaires de l'Empire parce que Léon III, de sa propre initiative, en vertu de son autorité apostolique et pour la défense de l'Eglise, a transféré l'unique empire romain de l'Est à l'Ouest, au bénéfice de Charlemagne. Le Pape pourrait être contraint par la situation critique de l'Eglise de procéder à une nouvelle translation de l'Empire. »

Cette idée-là n'est pas née au IX^e^ siècle. Lorsque le terme de *translatio imperii* apparaît dans la seconde partie du siècle, à propos du couronnement de Charles, il signifie seulement le dédoublement de l'Empire. Mais les habitants de Rome ne tardent pas à se remémorer l'unicité de leur premier empire ; mais certains clercs carolingiens élaborent l'idée ministérielle de l'Empire, qui se substitue bientôt à la conception impériale des Francs et, en même temps, refuse de se reconnaître chez les Grecs. La naissance de l'Empire Ottonien, accentue la référence à l'unique empire romain, qu'on identifie à l'Empire chrétien, dans le climat eschatologique de la théorie des quatre empires. Aussi le thème de la translation prend-il quelque consistance dans le mouvement réformiste du XI^e^ siècle, quoiqu'on n'en tire aucune conclusion sur le pouvoir du Pape en face de l'empereur. Dans la première partie du XII^e^ siècle, cependant, la Papauté revendique et exerce un pouvoir éminent sur l'empire. Peu avant 1150, Roland Bandinelli formule enfin le droit de translation du Pape sur l'Empire, sans l'appuyer d'ailleurs sur le fait du couronnement de Charlemagne. Les canonistes s'emparent maintenant du thème ; mais ils ne s'occupent ni de le comparer à leur théorie des deux glaives, ni de le faire intervenir dans la querelle sur l'origine du pouvoir impérial. Finalement c'est Innocent III qui donne à l'idée de *translatio imperii* sa portée théorique et pratique : elle lui permet de référer à l'histoire le pouvoir suprême qu'il attribue au Pape comme chef de la chrétienté. Un demi-siècle plus tard, Innocent IV, avec les décrétalistes, illustrera par elle ses théories hiérocratiques. Or, cette hiérocratie perdra ses propres bases par l'effondrement de l'Empire après Frédéric II et succombera sous les coups de Philippe le Bel. A ce moment, de nombreux ouvrages commenceront à disserter en détail sur la *translatio*, sans plus de conséquences pratiques. L'auteur estime qu'il peut arrêter là son étude, dont la nouveauté consiste spécialement dans une documentation abondante, recherchée à travers tous les siècles qui suivirent le couronnement, chez les canonistes comme chez les théologiens, à propos des thèmes voisins autant que sur le thème principal.

M. H. VICAIRE OP

Y. Lanhers et C. Vogel : Tables des registres de Clément V (publiés par les Bénédictins). — **Urbain V** (1362-1370), **Lettres communes analysées d'après les registres dits d'Avignon et du Vatican**, t. I, fasc. II à IV. — **Grégoire XI** (1370-1378), **Lettres secrètes et curiales relatives à la France extraites des registres du Vatican. Tables** par **G. Mollat** et **E. R. Labande.** Bibliothèque des Ecoles Françaises d'Athènes et de Rome, 3e série. — de Boccard, Paris 1955-1957. 5 fasc. in-folio.

Les registres de Clément V furent publiés en 10 volumes in-folio, de 1885 à 1892, grâce à la munificence du Pape Léon XIII, par les Pères Bénédictins. Des tables annoncées à l'époque demeurèrent à l'état de fichier aux archives du Vatican. Pour pallier la difficulté que présente le maniement de ces 10 in-folios (4000 p., 20 000 bulles), le professeur R. Fawtier fit rédiger et éditer en 1948, dans la série des registres des Papes de l'Ecole française de Rome, un itinéraire de Clément V et une table chronologique avec une liste d'*incipit* de ses lettres. Cette publication reçoit aujourd'hui sa conclusion par l'édition des tables dans la même collection. Entreprise sous la direction de R. Fawtier et G. Mollat, par Y. Lanhers et C. Vogel, ces tables utilisent la table onomastique des Bénédictins. Il a fallu les vérifier et rectifier notablement. L'identification des noms de lieux présente, en effet, de grosses difficultés, à cause des erreurs de lecture. Au reste, pour les noms de personnes, plus fugitifs que les noms de lieux, la rectification est parfois impossible. A la table onomastique s'ajoute une table analytique des principaux sujets, selon les traditions des volumes de cette collection. On trouvera enfin en tête du volume, en guise d'appendice aux tomes du bullaire, l'analyse d'un certain nombre de documents de Clément V retrouvés en divers fonds des Archives vaticanes, dans lesquels ils étaient dispersés.

Pour faire pendant à la magistrale édition des lettres de Jean XXII, par l'abbé Mollat, plusieurs membres de l'Ecole Française, avec l'aide du P. M. H. Laurent OP, ont entrepris d'éditer l'analyse des quelque 50 000 lettres communes d'Urbain V que contient la double série des registres dits d'Avignon et du Vatican. Cette édition respecte les classes variées entre lesquelles les scribes avaient jadis distribué les lettres du Pape. Elle se contente de rétablir le strict ordre chronologique, brisé par les formalités de l'enregistrement. Les documents sont à peu près tous publiés sous forme d'analyses ; un tout petit nombre, pourtant, paraît *in extenso*. On a conservé l'orthographe des noms de personnes et de lieu fournie par les registres. Le tome Ier qui paraît depuis 1954 à raison d'un fascicule par an, analyse les actes du registre de la première année selon ses diverses rubriques (grâces et privilèges, expectatives, etc.).

L'édition des lettres secrètes et curiales du Pape Grégoire XI relatives à la France s'achève sur un fascicule de tables, par G. Mollat et E. R. Labande.

M. H. Vicaire OP

A. Simon : Correspondance du nonce Fornari (1838-1843). Analecta Vaticano Belgica, 2e série, Sect. C, Nonciature de Bruxelles. — Institut historique Belge de Rome, Bruxelles-Rome 1956. In-8°, XXXII-228 pages.

Nommé chargé d'affaire du Saint-Siège à Bruxelles, en 1838, dans une période où la situation intérieure de la jeune Belgique était très incertaine, Raphaël Fornari eut à prendre des positions qui influèrent sur la situation du catholicisme et même de la politique belge. « Homme de théorie plutôt qu'homme d'Etat », il partageait la méfiance du secrétaire d'Etat Lambruschini à l'égard du libéralisme, que la crise mennaisienne venait encore d'accroître. Il se trouva par là naturellement conduit à collaborer à la politique d'union nationale et d'autorité du roi Léopold Ier, qui avait voulu précisément un nonce pour que ce dernier pût l'aider dans ses volontés gouvernementales. Il joua de ce chef un rôle important dans les premières années de l'indépendance belge qui ne fut pas toujours sans avantages pour le pays. Il calma ou amortit certaines pointes du libéralisme catholique. Surtout, il contribua particulièrement à la naissance du parti confessionnel catholique et du catholicisme politique. Il est même en partie responsable des interventions du clergé dans le domaine électoral. Très actif, doué d'un charme personnel et d'un entregent réels, dont il savait user, il parvint à unir les catholiques dans une action coordonnée pour agir sur le parlement et l'opinion publique dans le sens des inspirations religieuses. Puisque, dans la situation contemporaine, les rois n'avaient plus le même pouvoir que dans l'ancien Régime, ne convenait-il pas que l'Eglise obtint par compensation une certaine influence sur les organes et les partis qui dirigeaient la politique ? Le point délicat de cette action politico-morale de Fornari, qui, après une certaine réussite, finit par un échec, était du côté des évêques. Sur le plan politico-religieux, comme sur le plan spirituel, Fornari se serait volontiers superposé aux évêques pour grouper et diriger les catholiques au nom du Pape, en des sens qui ne correspondaient pas toujours aux orientations de ces mêmes évêques.

Telle est la figure qui se dessine progressivement à la lecture des cinq années de correspondance du Nonce. Ces 339 lettres françaises ou italiennes sont publiées sous forme de résumé en français, selon les principes adoptés par les auteurs des volumes de la collection. Une introduction et des notes soulignent les grandes lignes ou de nombreuses données de détail de ces documents.

M. H. VICAIRE OP

P. Jean Rey: Les Missionnaires de Saint-François de Sales d'Annecy. — Soc. d'Imprimerie et d'Edition, Thonon-les-Bains 1956. 480 p.

C'est un siècle, depuis la fondation jusqu'en 1936, de l'histoire des Missionnaires de Saint-François de Sales, la première en date des congrégations salésiennes, que nous présente le P. Rey. Sa documentation — il ne s'en cache aucunement — n'est pas uniquement de première main : s'il a puisé aux archives de la Maison et interrogé les plus âgés de ses confrères, il a utilisé aussi les ouvrages consacrés à tel évêque ou à tel supérieur général

dont il doit s'occuper, et tiré partie également des divers bulletins, missionnaires ou autres, édités par la Congrégation.

Déplaçant son objectif, comme d'autres le font de leur camera, il nous transporte, dans les différents chapitres de son livre, d'un point à l'autre des différents milieux où s'est exercée et où s'exerce encore aujourd'hui l'activité des Missionnaires de Saint-François de Sales : tout d'abord, conformément au but primitif de l'œuvre, les missions prêchées dans les paroisses, en Savoie ou dans les contrées avoisinantes ; puis le professorat dans les collèges, la mise en pratique des principes pédagogiques — vues assez originales — du fondateur, le P. Mermier ; ensuite l'appui donné aux Filles de La Croix de Chavanod, la pastoration en Angleterre, et surtout l'apostolat parmi les païens de l'Hindoustan, dont l'exposé remplit la moitié du volume.

Historien averti et objectif, le P. Rey, s'il souligne les résultats obtenus, rappelle aussi les appréciations, parfois sévères, formulées par le fondateur à l'adresse de ses premiers disciples, les échecs qu'il fallut enregistrer, à côté de consolants succès, dans le diocèse de Vizagapatan, l'opposition de l'évêque de Madras, qui ne voulait, en fait de missionnaires, que des Irlandais, la tension, rapportée avec quelque ironie, entre Mgr Isoard, évêque d'Annecy, et le P. Tissot, supérieur général de la Congrégation, dont notre auteur parle longuement et avec admiration, mais non sans signaler les points faibles, ainsi l'acceptation, par le P. Tissot, de certaines vues mystiques discutables de la Mère Marie de Sales-Chappuis.

Dans un Epilogue, l'auteur énumère rapidement les dernières créations des Missionnaires de Saint-François de Sales : à Rome, en France, à Philippeville, au Brésil, en Inde enfin, où le siège de Nagpur est occupé par le premier évêque indigène appartenant à la Congrégation : Mgr D'Souza, aujourd'hui archevêque, avec trois évêques suffragants.

Le livre du P. Rey intéresse très spécialement notre Suisse romande. Chassés de France et dépossédés de leurs collèges d'Evian et de Mélan, les Missionnaires de Saint-François de Sales se sont en effet réfugiés en Suisse : d'abord provisoirement à Givisiez, puis définitivement à Bonlieu, près de Fribourg. Ils ont ouvert au Petit-Lancy leur collège de Florimont ; ils ont une maison, tout près de la frontière, à Ville-la-Grand, et leur juvénat à La Corbière, près d'Estavayer. Raison de plus de remercier le P. Rey et de lui souhaiter, chez nous, de nombreux lecteurs. L. WAEBER.

Gaëtan Bernoville : Le Cloître dans le monde. Anne de Xainctonge 1567-1621. Grasset, Paris 1956. 283 p. Prix : 600 fr. français.

Parmi les nombreux saints, fondateurs de congrégations religieuses, dont il a écrit la vie, G. Bernoville en a consacré plusieurs à des personnages voués à l'éducation de la jeunesse : *Les Jésuites, Sainte Angèle Mérici, les Ursulines de France et l'Union romaine ; La Société des Religieuses du Sacré-Cœur* (les Dames du Sacré-Cœur) ; *Saint Jean-Baptiste de la Salle ; Sainte Marie-Euphrasie Pelletier ; Anne-Marie Javouhey*, et maintenant la fondatrice de la Compagnie de Sainte-Ursule.

Le but d'Anne de Xainctonge était de faire pour les jeunes filles ce que

les Jésuites avaient réalisé pour les jeunes gens. Elle ne voulait astreindre ses compagnes — et c'était même à ses yeux une condition *sine qua non* — qu'à une demi-clôture, comme celle que saint Charles Borromée avait imposée aux Ursulines de Milan.

Sur d'autres points encore elle était en avance de plusieurs siècles sur son temps et elle se heurta dès lors à de nombreuses oppositions. Dans sa famille tout d'abord : son père, profondément chrétien cependant, lorsqu'il finit par donner son consentement, exigeait que sa fille établît son œuvre à Dijon, sa ville natale, et non pas à Dole, où elle se sentait surnaturellement appelée et où elle demeura. Ses initiatives furent combattues aussi bien par le clergé séculier que régulier ; seuls firent exception les Jésuites et Mgr Doroz, coadjuteur de l'archevêque de Besançon et évêque (non résident) de Lausanne. Elle fut délaissée, condamnée à l'isolement pendant plusieurs années ; elle a été la victime de l'indifférence et même de la dérision de l'opinion ; mais rien ne put la détourner de sa vocation. Sa ténacité finit par l'emporter : elle eut la consolation de voir son institution finalement reconnue et appréciée. Les Ursulines s'établirent entre autres à Besançon, à Saint-Hippolyte, et de là à Porrentruy.

C'est alors que meurt la fondatrice ; mais son œuvre continue à se développer, notamment en Suisse. Pendant la guerre de Trente Ans, alors que l'Ajoie est envahie par les Suédois, des Ursulines de Porrentruy se réfugient à Fribourg, et de là elles essaiment à Lucerne et à Brigue, puis, de Lucerne à Fribourg-en-Brisgau, et de Brigue à Sion.

L'auteur a consacré un appendice de 16 pages à la « survie de Anne de Xainctonge » à travers le XVII^e^ et le XVIII^e^ siècles, et il termine par le tableau des cinq branches indépendantes — dont trois en Suisse — que compte aujourd'hui la Congrégation.

M. Bernoville a fait un choix parmi les traits, les propos, les extraits de lettres de son héroïne. Il les a introduits dans son récit sans jamais l'alourdir, sans accumuler les détails insignifiants, mais en se bornant à ce qui était de nature à animer sa narration, et à rendre plus vivante à nos yeux et plus attachante la femme pratique et intelligente, courageuse et tenace, profondément humaine mais vivifiée par la grâce, que fut Anne de Xainctonge.

L. WAEBER.

G. Livet : L'Intendance d'Alsace sous Louis XIV 1648-1715. Paris 1956. 1080 p. (Fasc. 128 des Publications de la faculté des lettres de l'université de Strasbourg.)

L'histoire de l'Alsace française d'Ancien Régime ne doit pas avoir beaucoup de secrets pour G. Livet, professeur à l'université de Strasbourg. Après bien d'autres travaux, cet historien lui consacre ce très gros ouvrage sur l'Intendance d'Alsace sous Louis XIV. Rarement monographie aura épuisé son sujet comme celle-ci et les dimensions exceptionnelles du livre laissent deviner avec quel luxe de détails l'auteur à mené son étude.

Deux faits ressortent avec netteté de cette lecture : la nature exacte d'une intendance, cette institution caractéristique de la monarchie française de l'époque, et, d'autre part, l'importance particulière de l'Intendance

d'Alsace ou le rôle très spécial qui lui est dévolu par le roi et ses ministres comme instrument d'intégration de ces nouveaux territoires à la France. A vrai dire, le contenu de l'ouvrage dépasse son titre. L'auteur, en effet, prend le problème à ses origines, c'est-à-dire bien avant la majorité de Louis XIV ; il part du moment où, à la faveur de la guerre de Trente-ans, l'Alsace devient protectorat français pendant de longues années, avant d'être annexée à la France en 1648 au traité de Münster. Aussi, des quatre livres qui composent cette étude, le premier — voire le second, en grande partie — est-il une sorte d'introduction au sujet annoncé.

L'intendance d'Alsace apparaît d'abord comme une simple intendance d'armée, soumise au gouverneur militaire de Brisach. Mais la guerre traînant en longueur et sa conduite accaparant l'autorité militaire, l'administration des territoires occupés réclame des services appropriés. L'intendance se charge peu à peu de tâches nouvelles et tend à devenir un service civil. C'est chose faite après 1648 où l'institution apparaît désormais bien constituée. L'intendance d'armée est devenue une intendance de province avec tous les attributs qui font du titulaire de l'office le représentant de l'autorité royale. Jusqu'en 1648, la France n'a, sur le pays, qu'un droit de protectorat ; l'Alsace, où le roi a simplement pris la relève provisoire de l'empereur et des archiducs, est administrée dans le cadre de ses propres institutions, mais déjà l'intendant sait prendre des dispositions en vue d'infléchir ses services dans le sens voulu, car le roi n'a nulle intention de rendre l'Alsace à ses anciens maîtres et n'entend pas manquer cette occasion d'appuyer solidement le royaume aux frontières du Rhin.

La première tâche de l'intendant après le traité sera d'organiser la paix, de panser les plaies et de promouvoir la reconstruction du pays en tous domaines, cela surtout en Haute-Alsace où la guerre a fait d'énormes ravages. Les problèmes sont nombreux et complexes. Les autorités locales et les populations, qui aspirent à la paix, n'entendent pas pour autant faire le sacrifice de leurs traditions ; les rivalités, les vues divergentes de certains ministres du roi ne facilitent pas la tâche à l'intendant d'Alsace. Mais le dessein de la France reste précis : avec patience et prudence, travailler à l'intégration administrative et politique du pays annexé. Ce que l'auteur expose dans la seconde partie du livre.

L'avènement de Louis XIV donnera une impulsion puissante à l'exécution de ce dessein. Cette troisième partie révèle comment, grâce à une interprétation « française » du traité de Münster, l'intendant s'efforce d'implanter peu à peu les institutions politiques et administratives du royaume. D'une part sont coupés un à un les liens qui, dans les domaines de la politique, de la justice, des monnaies, de la culture aussi, rattachaient l'Alsace à l'empire et l'on opère d'autre part le regroupement de l'autorité, d'une souveraineté très morcelée dans ce pays avant 1648. En 1673, Strasbourg devient capitale effective de la nouvelle province et le centre de Colmar joue peu à peu ce rôle pour la Haute-Alsace. Il ne reste, vers la fin du siècle, que peu ou rien de l'Alsace impériale et autrichienne ; si le traité de Münster signifia l'annexion de l'Alsace à la France, celui de Ryswick en 1697 consacrait son intégration totale au royaume.

Pour être effective et durable, cette intégration requérait le ralliement des esprits. Lasse des malheurs de la guerre, l'Alsace avait souhaité et même sollicité la protection de la France avant 1648. Elle ne demandait toutefois pas le remplacement de ses institutions, bien au contraire. Dans une dernière partie de son livre, l'auteur étudie ce problème de l'unité morale. La tâche de l'intendance est difficile, la résistance souvent tenace ; les seigneuries, les villes libres, ont peine à se départir de leur autonomie. Le dernier intendant du règne travaille avec autant de succès que d'habileté à gagner à la France les classes dirigeantes, les notables, usant tour à tour pour cela de la persuasion, des faveurs, des pressions au besoin. Le fait est qu'à sa mort, Louis XIV laissait à la France une nouvelle province paisible et florissante, dont la fidélité à ce pays devait résister à l'épreuve du temps. C'était là, en grande partie, l'œuvre des intendants, ces hommes intelligents, souples, parfaitement dévoués au roi, dont les vœux étaient pour eux des ordres.

L'intérêt de cette étude pour la présente revue réside dans ses aspects religieux et ses rapports avec l'histoire suisse. Touchant ce dernier point, les rapports entre l'Alsace et les Confédérés étaient nombreux : relations économiques et culturelles étroites, avec Bâle surtout ; traité de combourgeoisie de Mulhouse avec les cantons protestants, intérêts communs en matière de voies terrestres et fluviale, etc. La politique d'intégration de la France en Alsace, avec éviction systématique des liens avec l'étranger dans ces régions, n'ira pas sans léser les intérêts des Confédérés. Ceux-ci, et spécialement les Bâlois, n'avaient pas vu d'un bon œil le rattachement de l'Alsace à ce pays ; devant le fait accompli, ils s'efforcent de sauvegarder leurs intérêts ; ils se défendent et en dépit de l'irritation que leur cause ces interventions des Suisses, le roi et ses agents useront de patience, non par crainte des Confédérés mais par intérêt. La France n'a garde de heurter de front ce voisin mal commode mais qui lui fournit de nombreux régiments de bons soldats.

L'ouvrage de Livet nous intéresse aussi parce que, à l'époque, le Suntgau et toute la Haute-Alsace relevaient du diocèse de Bâle. Toujours dans le même dessein de faire de l'Alsace une province exclusivement française, l'intendance supporte à contre-cœur, la juridiction d'un évêque étranger sur des sujets du roi. L'évêque de Bâle, dans ces conditions, n'aura pas l'exercice facile de sa juridiction. Bien que les relations entre ce dernier et l'intendance soit réglées en principe par le concordat autrichien de 1622, accord accepté par la France en 1559, les rapports seront difficultueux et l'évêque de Bâle n'aura pas gagné à voir ces territoires de son diocèse changer de maîtres temporels, le roi très-chrétien n'ayant rien à reprocher aux Habsbourg très-catholiques en fait de césaro-papisme. Toutefois, en dépit de la tutelle excercée par le roi et ses agents sur l'Eglise d'Alsace dans tous les domaines : for externe, instruction, recrutement du clergé, provision des bénéfices, élection des dignitaires dans les couvents et les chapitres, etc., l'évêque de Bâle, tout en ne cessant de protester contre les entorses faites à sa juridiction, s'accommode tant bien que mal d'une situation qu'il n'est pas en mesure de modifier. La France se garde d'ailleurs de le brusquer, car l'évêque porte aussitôt ses plaintes aux diètes d'empire et cette démarche

ennuie toujours le roi. Il est fait état dans ce livre de la restauration religieuse en Alsace après la guerre de Trente-ans. L'auteur signale deux hommes méritants pour leur œuvre en ce domaine, Bernard Buchinger, Abbé cistercien de Lucelle et Pierre du Lys, un Lorrain établi en Haute-Alsace. En réalité, la restauration religieuse, réelle et profonde, dans ces territoires de Haute-Alsace est le fait de l'évêque de Bâle, dont le zèle et la vigilance ont finalement raison des obstacles ; dans cette œuvre, l'évêque est excellemment secondé par un clergé qui lui reste très fidèle.

Dans le cas du siège épiscopal bâlois, la France ne pouvait influencer l'élection du titulaire. Les autorités interviendront plus efficacement dans le diocèse de Strasbourg où elles s'arrangeront pour faire attribuer le siège à un candidat français, un Rohan, vers la fin du siècle. L'auteur souligne aussi les relations de l'intendance avec les réformés d'Alsace, luthériens et calvinistes. L'attitude du roi et de ses gens va de la tolérance assez large au début jusqu'aux mesures vexatoires, vers la fin du règne, pour neutraliser et diminuer l'influence protestante en Alsace. Ce raidissement de l'autorité française vis-à-vis des protestants, loin d'attirer la sympathie de ces gens à la France et d'amener les conversions souhaitées, nuira un temps à la politique du ralliement des esprits et ne fera que confirmer les réformés dans leurs convictions.

Tel est le contenu de cet ouvrage, très intéressant en dépit de son ampleur, pour peu qu'on ait le temps de le lire. Toujours le lecteur est ramené au sujet ; pas de vraies digressions et la masse des détails ne nuit jamais à la vue d'ensemble. On pourrait souhaiter parfois une économie de citations ou de certains développements, mais la multiplicité même des textes dans leur diversité permet au lecteur de se faire une idée personnelle sur les problèmes étudiés. L'auteur se contente d'exposer les faits, de les relier entre eux, avec une parfaite objectivité. En fait, sous l'angle particulier de l'intendance, c'est un très beau tableau de près d'un siècle d'histoire de l'Alsace qu'il donne, l'Alsace avec sa vie, son caractère, ses traditions. Les activités, les portraits des intendants qui se dégagent du récit, d'autres silhouettes nombreuses d'agents royaux, les mille petites citations ou remarques révélatrices des vraies intentions du roi et de ses gens, les détails sur l'administration royale, sur les institutions de la monarchie avec leurs rouages et leur fonctionnement, les notes abondantes sur les mœurs et l'opinion publique, tout cela confère au texte un tour vivant et souvent pittoresque.

Ce livre solide, bien articulé, se termine par une bibliographie très substantielle ; l'indication des sources manuscrites révèle l'ampleur des recherches effectuées dans de nombreuses archives, le dépouillement énorme de documents que cela suppose. A la bibliographie proprement dite, il faut ajouter quantité d'indications de même nature dans les notes au bas des pages. Une trentaine de cartes, croquis, graphiques et tableaux statistiques, complètent le texte de cet ouvrage, dont un riche répertoire alphabétique des personnes, des lieux et des matières facilite la consultation. En même temps qu'une tranche d'histoire alsacienne, cette monographie va constituer désormais, avec l'ouvrage de R. Metz paru en 1947 (La monarchie française et la provision des bénéfices ecclésiastiques en Alsace de la paix de Westphalie

à la fin de l'Ancien Régime), l'instrument de travail indispensable pour tous ceux qui s'occuperont de l'Alsace et des régions voisines d'avant la Révolution. A. CHÈVRE.

Paul Kläui : Ortsgeschichte. Eine Einführung. 2. überarb. Aufl. Zürich, Schultheß & Co., AG, 1957. VII-180 S. Kart. Fr. 10.35.

Es ist höchst erfreulich, daß dieser vortreffliche Führer für den Freund der Ortsgeschichte neu aufgelegt werden konnte. Was K. bietet, ist ein wirklich praktisches Hilfsmittel, das nicht zuletzt auch dem Studenten der Geschichte viel Nützliches vermittelt. Der Zweckbestimmung entspricht der eher nüchterne, aber klare und einfache Stil. Rein theoretische Exkurse werden vermieden. Allein manche methodischen Ratschläge, wie sie etwa der 1. Teil unter dem Titel : Anleitung enthält, können selbst dem erfahrenen Lehrer gute Dienste leisten, weil dieser oft als selbstverständlich voraussetzt, was es für den Schüler gar nicht ist. Zu rühmen ist, was K. über das Schweigen der Quellen bemerkt (14 f.). Vor der Gefahr des sogen. argumentum e silentio kann gar nicht oft und eindringlich genug gewarnt werden. Mit Recht wird die Bedeutung einer Einführung namentlich für das Verständnis mittelalterlicher Rechts- und Verfassungsgeschichte betont (3) und daher auch der Quellenkunde großes Gewicht zuerkannt. K. gibt eine recht brauchbare Übersicht über die Archivinventare und treffliche Begriffsbestimmungen (7-9). Neben dem badischen Generallandesarchiv in Karlsruhe, dessen Inventar 1954-1957 in neuer Bearbeitung erschienen ist, hätten vielleicht doch noch jene des Staatsarchivs in Stuttgart, des Tiroler Landesarchivs in Innsbruck und des Wiener Haus-Hof- und Staatsarchivs genannt werden können.

Von den behandelten Stoffgebieten (2. Teil) stammt der gut geschriebene Abschnitt über die Ur- und Frühgeschichte von HANS ERB. K. selbst stellt seine große Erfahrung in einer Reihe von Abschnitten unter Beweis, so namentlich in jenen Problemen, die sich auf die Grundherrschaft sowie die Gerichts- und Vogteiverfassung beziehen. Trefflich sind die Bemerkungen zur kontroversen Frage des Ursprungs der Landeshoheit (70 f.). Zu rühmen sind nicht weniger die Ausführungen über Dorf und Stadt (76-88), die u. a. wiederum viel Wissenswertes über wirtschaftsgeschichtliche Fragen vermitteln (Feldwirtschaft, Gewerbe u. Handwerk, soziale Verhältnisse, Topographie usw.). Etwas knapp sind die Abschnitte über Kirche und Schule. Mit Recht warnt K. vor einer Überschätzung der Patrozinienkunde und ihrer allzu schematischen Auswertung.

Es ist durchaus zu billigen, daß K. die Zäsuren in der Entwicklung der Geschichte, die Reformation und die Helvetik und Mediation, eigens hervorhebt, auch daß er sich vornehmlich an die Zürcher Geschichte hält. Er führt daher als Beispiele von Darstellungen der kantonalen Reformationsgeschichte jene Schaffhausens (J. Wipf) und des Thurgaus (A. Knittel) an, der Nachbarkantone Zürichs. Sie sind aber u. E. nicht eben vorbildlich und wir würden es wünschen, daß in Korrektur hiezu etwa auf die weit besseren Darstellungen de Quervains (Bern) oder Wackernagels (Basels) verwiesen würde.

Wieviel das Büchlein überdies noch vermittelt, bezeugt der 3. Teil, als Anhang bezeichnet, mit wertvollen Angaben über Maße und Geld nicht selten eine « crux » des Historikers, mit Sacherklärungen und einer reichhaltigen Bibliographie. Natürlich strebt K. in den bibliographischen Angaben nicht nach Vollständigkeit. Indessen möchten wir für eine künftige neue Auflage einige Wünsche und Korrekturen äußern. S. 95 sollte es heißen : Der Zehnte, nicht Zehnten, S. 141 : Bei Blaser, Bibl. der Schweizer Presse handelt es sich um den 1. Halbbd. S. 140 : Tüchle, Kirchengesch. Schwabens 2. Bd. erschien 1954. S. 144 dürfte das Repertorium über die Verhandlungen der Bundesversammlung 1848-74, ed. L. Kern (1942) nicht fehlen, S. 146 vermissen wir die Erwähnung des Registers zu dieser Zeitschrift 1907-46 (1947). Warum S. 147 das Bündner. Monatsbl. erwähnt wird, dagegen nicht die Jahresberichte der Histor.-Ant. Gesellschaft, ist nicht ganz verständlich. Zu den Freiburger Geschichtsblättern steht versehentlich 1804 als Erscheinungsjahr st. 1894. S. 149 J. v. Arx nennt sein Werk : Geschich*ten* des Kantons St. Gallen.

S. 130 sähen wir für Sacherklärungen auch gerne einen Hinweis auf die Glossare der Rechtsquellen, namentlich Aargaus (W. Merz). Was die Sacherklärungen Ks. selbst betrifft (130-139), halten wir die freilich schwierigen Begriffserklärungen : Inkorporation, Kirchensatz, Kollatur, Patronatsrecht z. T. nicht für richtig, jedenfalls aber nicht genügend gegeneinander abgegrenzt. Auch die Erklärung des Begriffs Kirchmeier ist in dieser Form für die mittelalterliche Geschichte nicht ganz zutreffend. Wäre es möglich, S. 98, die Angaben der biographischen Verzeichnisse von Geistlichen auf die Schweiz auszuweiten, angesichts ihrer Bedeutung für die Ortsgeschichte ?

Es ist begreiflich, daß bei einer solchen Einführung manche Wünsche offen bleiben müssen, weil der Raum verhältnismäßig knapp bemessen bleibt. Daher sei nochmals betont, daß K. für seine Leistung volle Anerkennung verdient, die ihm am besten durch möglichste Verbreitung seiner Einführung, auch in akademischen Kreisen, zum Ausdruck gebracht wird.

OSKAR VASELLA.

Kläui Paul: Quellenwerk zur Entstehung der schweiz. Eidgenossenschaft. Abt. II: Urbare und Rödel. Bd. 4: Register. — Sauerländer, Aarau 1957. 300 S.

Dr. Kläui hat seine drei Bände : Urbare und Rödel in vorbildlich prompter Reihenfolge herausgebracht — Band I : Schaffhausen und Beromünster 1941 ; Bd. II : St. Blasien, Einsiedeln, Engelberg, Fraumünster in Zürich etc. 1943 ; Bd. III : Luzern, Muri und Rathausen, Rinach 1951. Da aber der größte Teil dieser vom sprachlichen, wie vom rechtlichen, wirtschaftlichen, kirchlichen und allgemein kulturellen Standpunkt aus überaus wertvollen Bände brachliegen mußte, solange sie nicht durch ein einläßliches Register erschlossen waren, lag es Kläui daran, auch dessen dringenden Wünschen baldigst gerecht zu werden. Und was er uns in diesem wissenschaftlich gründlichen, sehr ausführlichen Register vorlegt, bildet den würdigen Abschluß der von ihm betreuten Urbar- und Rödel-Bände. Was für eine Unsumme von ge-

duldiger Kleinarbeit hinter diesem Register verborgen ist, zeigt am besten ein kurzer Rückblick auf die drei Textbände mit ihren Orts-, Flur- und Personennamen, von denen viele nicht mehr existieren, andere kaum mehr bekannt sind, sehr viele stark lokale Färbung aufweisen. So mußte schon die Art der An- und Einordnung dieser Unmenge von Namen und ihre Wiedergabe reiflich überlegt sein ; und man stellt mit Freuden fest, daß Kläui, der ja für solche Editionen kein Neuling war, auch hier die gangbarsten Wege eingeschlagen hat.

Dem Ganzen sind mehrere Seiten *Berichtigungen* über die drei Textbände vorangestellt, die auf Grund eigener näherer Forschung, aber auch von Angaben orts- und sachkundiger Gewährsmänner, manche bisher unklare Stellen besser verstehen lassen.

Das *Register* selbst umfaßt in seinem ersten Teil ein Orts- und Personenverzeichnis, im zweiten Teil ein Sachregister und ein Glossar. Die Namen sind jeweils in erster Linie in der heutigen Schreibweise angeführt, der aber auch die oft sehr interessanten alten Formen, wie sie in den Textbänden vorkommen, beigegeben sind. Flur- und Güternamen sind bei den zugehörigen Orten eingereiht als Oe. = Oertlichkeiten, ebenso Personennamen unter Amtsbezeichnungen, wie Ammann, Bannwart etc., während andere unter den Güternamen, die meisten allerdings alphabetisch unter den Familiennamen erscheinen. So ist das Auffinden leicht gemacht, trotzdem einzelne Ortsbezeichnungen ganze Spalten in Anspruch nehmen, z. B. Buel, Buele, Biuele, *der, an dem, auf dem, im* B., das gegen hundert Örtlichkeiten- und Personennamen aufweist. So umfaßt dieses erste Verzeichnis über 250 Seiten, während das *Sachregister und das Glossar* mit bedeutend kleinerm Raum auskommen.

Hier sind zum vorneherein alle häufiger vorkommenden Güternamen, ebenso die Bezeichnungen von Flächen- und Getreidemaßen und die Getreidearten weggelassen. Dafür bildet vor allem das *Glossar* eine wahre Fundgrube nicht zuletzt für lokale kirchliche Forschungen, die besonders geschichtlich interessierten geistlichen Herren empfohlen seien. Sehr willkommen sind da die gesonderten Zusammenstellungen unter der Rubrik : Heiligentage, Feste und Zinstermine, ebenso unter : Maße und Münzsorten, welche die Übersicht ungemein erleichtern, aber auch zeigen, wie z. B. die Verehrung einzelner, noch lange bloß lokal bekannter Heiliger, schon ziemlich früh auch in andere Gegenden vordringt, wie etwa SS. Plazidus und Sigisbert, die Disentiser Patrone, als Zinstage in Beromünster schon 1346. In Einzelfällen hätte man für bestimmte Ausdrücke vermehrte Erklärungen wünschen mögen, zumal von solchen, die ziemlich selten vorkommen, wie leitin, institor, träger, chuczen ordens für Dominikaner u. ä. Die Deutung von « area lapidea » als Steinhaus dürfte kaum zutreffen ; unter den Dutzenden von areae des Almosenamtsrodels von 1314 im Hof zu Luzern ist der Ausdruck stets im Sinne einer bewohnten Hofstatt, im Gegensatz zum bloßen unbewohnten bonum genommen, nicht aber als Wohnhaus selber, das andernorts als domus lapidea bezeichnet ist. Area scheint überhaupt lokal verschiedene Bedeutungen aufzuweisen, so in einer Konstanzerquelle des 14. Jh. als abgegrenzter Platz, event. als gedeckte Halle. Doch gegen-

über der Fülle sorgfältigster Arbeit im ganzen Band mögen solche Bemerkungen fast als kleinlich erscheinen. Wohl jeder Benützer der Urbare und Rödel wird Dr. Kläui Dank wissen für den überaus vorzüglichen Registerband und möchte wünschen, daß auch die übrigen Teile des großen « Quellenwerkes » einen ähnlich gediegenen Abschluß finden.

P. Gall Heer.

Manfred Krebs : Die Annatenregister des Bistums Konstanz aus dem 15. Jahrhundert. Freiburger Diözesanarchiv 3. F. 8 (1956). 467 S.

Wir verdanken M. Krebs bereits eine ganze Reihe von wichtigen Quellenpublikationen zur Konstanzer Bistumsgeschichte (vgl. diese Zs. 1956, 234-236). Hier erschließt er neues, auch für den schweizerischen Kirchenhistoriker wichtiges Quellenmaterial. Die Investiturprotokolle sind seit ihrer Veröffentlichung schon sehr oft mit großem Nutzen ausgewertet worden, sowohl für die Geschichte des Klerus wie der Pfarreien. Sie sind indessen für das 15. Jahrhundert nur aus drei Jahrzehnten erhalten geblieben, während die Annatenregister, wie K. bemerkt, für die Jahre 1414-1421 und vollständig für den Zeitraum von 1438-1506 vorliegen, eine wesentlich günstigere Quellenlage, als wir sie für andere Bistümer kennen.

K. macht in einer kurzen, aber substantiellen Einleitung den Leser mit einer Reihe von Fragen der Praxis im Einzug der Annaten oder ersten Früchte (primi fructus) eines neu verliehenen Benefiziums bekannt. Die Annaten beziehen sich hier nur auf Pfarreien. Die Orden waren bestrebt, sich dieser Abgabepflicht zu entziehen. Aber man darf wohl betonen, daß die Praxis überhaupt mehr und mehr Rücksichtnahme auf die wirklichen Notfälle erheischte, sei es, daß der Ertrag des Benefiziums zufolge von Verpachtung (Pensionenvorbehalt) oder von Zerstörungen oder aus andern Gründen vermindert wurde, sei es auch, daß der Benefiziat schon über Gebühr belastet war. Hieraus ergeben sich wichtige Schlußfolgerungen. Da die Höhe der Leistungen an ersten Früchten, übrigens nicht nur in Konstanz, auf dem Verhandlungswege festgesetzt wurde, kann der Wert des Benefiziums aus den Annaten u. E. kaum mehr so sicher erschlossen werden, wie K. glaubt (12). Immerhin ist die gebotene Statistik nicht ohne Wert, wonach im 15. Jahrh. für 938 Kirchen (70 %) Annaten unter 25 fl., für 303 (23 %) zwischen 25 und 50 fl. und für 89 Kirchen (7 %) über 50 fl. bezahlt wurden. Doch steht hier weniger die Dotierung der Benefizien in Frage, als vielmehr ihre Entwertung, namentlich durch Inkorporationen und Verpachtungen.

Begnügte sich die bischöfliche Kurie sehr bald mit der Hälfte der ersten Früchte, gestaltete sich diese Praxis in der Folge überhaupt sehr uneinheitlich. Einzüger war der bischöfliche Siegler, ob er nun die Nachlässe persönlich oder auf Weisung des Bischofs festlegte. K. stellt eigens jene Fälle zusammen, in denen zufolge von außerordentlichen Ereignissen, wie Kriegszerstörungen und Bränden, Nachlässe gewährt wurden. Daß dabei auch einiges an Nachrichten über schweizerische Pfarreien zu erfahren ist, überrascht nicht, wenn wir etwa an die Folgen des sogen. alten Zürichkrieges zurückdenken. Ein schönes Beispiel bietet Lommis (1448, noch 1457 wie-

derholt : « quia villa combusta ecclesia cum domo sacerdotis », N° 1742, 1746), ähnlich Fislisbach (1456 : « villa combusta est », N° 2002) und Schöftland (1455 : « ecclesia devastata est in bonis, N° 2388).

Während für die Jahre 1414-1421 ein eigentliches chronologisch geordnetes Rechnungsbuch über die Annaten mit Restanzen, neuen Vereinbarungen, Zahlungen aus der Siegelkasse und mit Rechnungsabschlüssen vorliegt, enthalten die Annatenregister seit 1438 nur mehr die Vereinbarungen über die Höhe der zu leistenden Abgaben, gegliedert nach Dekanaten. Das ist für die Benützung des Bandes nicht unwichtig, solange kein Orts- und Personenregister vorliegt. Unter den Restanzen usw. finden sich alle Dekanate (vgl. S. 1-132), während von 1438 weg die Dekanate der schweizerischen Teile sich sozusagen geschlossen folgen (vgl. S. 151-163, 168-243, 249-254).

Was geboten wird, ist nicht nur für die Geschichte der Klöster und des Klerus bedeutsam. Man erfährt manches Personengeschichtliche über den Adel, soweit dieser Patronatsrechte innehatte (vgl. etwa zu den Landenberg Nr. 55 f., 210, 580, 808, zu den Rittern v. Rosenberg Nr. 312) auch Namen von Schulmeistern (vgl. Nr. 62 : Mag. Heinricus Burrer, rector scolarium in oppido Bremgarten, 1414 ; N° 305 : Mag. Jo. Schubinger, rect. scol. eccl. Constant., 1416 ; N° 553 : Mag. Joh. Has, rect. scol. Beronen., 419). Von 1438 weg bietet K. selbst viele biographische Hinweise. Sie zeigen u. a. wie ergiebig die Nachsuche auch nur in einem Teil der Matrikeln ausfällt (bes. Heidelberg, Freiburg und Basel). Schließlich sei noch hervorgehoben, daß der Ertrag für die Personengeschichte auch der Reformationszeit nicht gering ist. Wir begnügen uns mit wenigen Beispielen. Es findet sich der Eintrag über Pfr. Joh. Stucki in Glarus, den Vorgänger Zwinglis, der 1501 st. 60 Gl. 30 entrichtete (N° 2054). Wir begegnen dem Vetter Zwinglis, Hilarius Korner, der 1506 die Pfarrei Rapperswil verliehen erhält, gegen Entrichtung von 8 Gulden (N° 2062) und schließlich Ulrich Zwingli selbst (2064, ein Eintrag, den P. Staerkle bereits aushob). Unnötig zu sagen, daß darüber hinaus nicht wenige, in der Geschichte wohlbekannte Persönlichkeiten auftauchen (Heinrich Gundelfinger N° 2475, Ludwig Läubli 2641). Wird da nicht der Wunsch lebendig, es möchten auch jene Register veröffentlicht werden, die uns noch näher an die Zeit der Reformation heranführen ?

Möge es Krebs vergönnt sein, uns in absehbarer Zeit auch das fehlende Register vorzulegen, das uns den großen Reichtum an Nachrichten aller Art zur Geschichte des Klerus und der Pfarreien erst voll und ganz erschließen wird. Des wohlverdienten Dankes aller Freunde der Kirchengeschichte darf er gewiß sein. O. VASELLA.

Die Matrikel der Universität Freiburg i. Br. von 1656 bis 1806. Bd. II : Einleitung, Tabellen, Personen- und Ortsregister. Bearb. im Auftrage der Akad. Archivkommission von **Friedrich Schaub.** Freiburg i. Br. 1957, Hans Ferdinand Schulz-Verlag. 389 S. DM 50.—.

Der inzwischen verstorbene, verdiente Bearbeiter der Freiburger Matrikel konnte seine vorbildliche Edition noch zu glücklichem Abschluß bringen und zwar, wie vorgesehen war, auf die 500-Jahrfeier der Universität. Er

hatte diese Aufgabe vor über 40 Jahren übernommen. Wie Sch. uns in einer Schlußbemerkung des vorliegenden Bandes verrät, mußte er schließlich auf die Berücksichtigung von Hunderten von Notizen aus finanziellen Rücksichten verzichten, ein Zeugnis für seinen nimmermüden Fleiß und seinen echten Forschergeist, der sich bereits im Textband in reichen Nachweisen zu den Namen der Immatrikulierten offenbarte. Sch. durchforschte alle möglichen Quellen : nicht nur Universitäts- und Fakultätsmatrikeln sowie entsprechende Protokolle, sondern auch Inquisitionsakten, Briefbücher, Urfehden u. a. m.

Aus der sehr lesenswerten Einführung sei vorerst hervorgehoben, was sich auf die Immatrikulationen bezieht. Es ist bekannt, daß die Matrikeln bei weitem nicht alle Namen der wirklich Studierenden enthalten. Wenn es nun aber Sch. gelingt, auf Grund der umfassenden Quellenforschungen eine Gesamtzahl von 2644 Namen festzustellen, die in den Matrikeln fehlen, ist dies, wie er mit Recht betont, weit mehr, als gemeinhin angenommen wird. Selbst wenn Sch. die bewegten Schicksale der Universität im 17. und 18. Jahrhundert in Rechnung stellt, namentlich auch die Tatsache, daß für die französische Zeit (1685-1698) ein Matrikelbuch fehlt und von 1784-1800 die Pflicht zur Immatrikulation überhaupt aufgehoben war, kommt er immer noch auf 1509 nichtinskribierte Studenten, d. h. über 11 % der Immatrikulierten (vgl. 17 f.). Das erscheint uns eine recht beachtenswerte Feststellung. Natürlich ist das Matrikelbuch von den Rektoren, wie auch anderswo, nicht immer mit der notwendigen Sorgfalt geführt worden.

Was Sch. zur Geschichte der Universität darlegt, fließt wieder aus einer überaus gründlichen Quellenkenntnis. Wir heben nur weniges heraus. Der Dreißigjährige Krieg brachte einen Tiefstand sondergleichen. Die Stadt Freiburg wurde 1677 von den Franzosen besetzt, die dann das « Studium Gallicum », die « Universitas Regia Gallica » errichteten, während die angestammte Hochschule nach Konstanz verlegt wurde. Erzherzog Leopold führte 1620 gegen den Willen der Hochschule die Jesuiten ein. Damit erstand freilich keine Jesuitenuniversität, wie es etwa Dillingen oder Ingolstadt war. Rektor wurde nie ein Jesuit und die übrigen Professoren hatten im Senat stets die Mehrheit (14).

Eine andere Eigenart der Freiburger Universität war die Inskription der Gymnasiasten. Der Rektor ließ z. B. 1772-1773 alle Gymnasiasten einschreiben, sodaß er auf die beträchtliche Zahl von 308 Neuimmatrikulierten kam. Weil diese Inskriptionen sehr ungleichmäßig erfolgten, wird auch die Berechnung der Frequenz sehr erschwert. Gymnasiasten setzten später in großer Zahl ihre Studien fort, ohne sich neu einschreiben lassen zu müssen. Wenn dies doch geschah, ergaben sich zweifache oder gar dreifache Einträge. Diese Unregelmäßigkeiten erläutert Sch. an mehreren Beispielen.

Was den Besuch der Universität nach Territorien betrifft, erhellt ihr Charakter als vorderösterreichische Hochschule allein schon aus der Tatsache, daß der Breisgau mit der Stadt Freiburg etwa die Hälfte aller Studenten stellt. Aber daß diese Matrikel nun auch für die Schweiz eine sehr wichtige Quelle darstellt, beleuchtet die Feststellung Schs., daß die Schweizer etwa 25 % aller Studenten ausmachen. Freiburg war eine betont katholische Uni-

versität geblieben. Der erste protestantische Professor Jacobi wurde erst in den 80er Jahren berufen, als der konfessionelle Toleranzgedanke im Zeichen der Aufklärung endgültig durchgebrochen war. Daher war Freiburg *die* Universität der katholischen Schweiz, daher auch der auffallend starke Zuzug aus den katholischen Orten, nicht nur aus den Städten Freiburg, Solothurn und Luzern, sondern auch aus kleineren Orten, vom Fricktal und den jurassischen Gebieten ganz abgesehen (vgl. Laufenburg). Zu beachten ist auch, daß selbst aus den tessinischen Vogteigebieten nicht wenige Studenten nach Freiburg zogen.

So bietet die Matrikel eine Fülle wichtigster Zeugnisse für die Bildungsgeschichte der Schweiz und natürlich auch für die Familiengeschichte. Der Zustrom von Studenten aus patrizischen Familien, besonders des schweizerischen Freiburg, springt in die Augen und legt die Untersuchung von manchen Problemen nahe : Patriziat und Bildung im 18. Jahrhundert, Patriziat und Aufklärung u. ä. m. Das Register ist ausgezeichnet gearbeitet. Nicht allein weil Sch. sehr viele rätselhafte Latinisierungen von Ortsnamen dank einer gründlichen Quellenkenntnis zu lösen vermochte. Vielmehr ist eine glückliche Neuerung besonders zu rühmen : daß Sch. statt bei den Personennamen auf die Seitenzahl des Textes zu verweisen, gleich das Jahr der Inskription mit der entsprechenden Ordnungsnummer nennt, was dem Benützer manches Nachschlagen erspart. Wir zählen die Edition der Freiburger Matrikel, sowohl der älteren wie der jüngeren, ohne Zögern zu den besten Leistungen ihrer Art. O. VASELLA.

Josef Feldmann: Propaganda und Diplomatie. Eine Studie über die Beziehungen Frankreichs zu den eidgenössischen Orten vom Beginn der Französischen Revolution bis zum Sturz der Girondisten. — Verlag Leemann, Zürich 1957. 117 S. (Beihefte der Schweiz. Zeitschrift für Geschichte, H. 10.)

Diese Studie möchte die Entwicklung der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und der Eidgenossenschaft in den Jahren 1789 bis 1793 darstellen. Die propagandistische Tätigkeit des Schweizerclubs in Paris, der auf das Verhältnis beider Nachbarstaaten zueinander einen maßgebenden Einfluß ausübte, steht dabei naturgemäß im Vordergrund.

Der I. Teil (« In Tyrannos ») legt die Entstehung dieses Clubs, seinen organisatorischen Auf- und Ausbau, sein Ziel und seine Beziehungen zur französischen Nationalversammlung und den Revolutionsclub dar. Eine Gruppe von Freiburger und Genfer Flüchtlingen, die sich in den 80er Jahren auf savoyischem Gebiet nahe bei Genf zusammengeschlossen hatten und sich mit aufrührerischen Schriften hervortaten, kam bald mit den Filialgesellschaften des großen Jakobinerclubs an der Genfer Grenze in Beziehung und erhielt durch den Freiburger Advokat Jean-Nicolas-André de Castella, Anführer im Chenaux-Aufstand von 1781, Anschluß an eine Gruppe von Schweizern (darunter vor allem Freiburger) in Paris, die sich, durchdrungen von den Ideen der Französischen Revolution, zum Patriotenkomitee zusammengeschlossen hatten. Auf ihre Bitte erlangten sie von der Nationalversammlung die Freilassung zweier auf den Galeeren schmachtender Schweizer und konstituierten

sich am 6. VI. 1790 als Club des Patriotes suisses mit dem Ziel, für die Freiheit in den eidgenössischen Orten Propaganda zu treiben. Im Bestreben nach guten Beziehungen zu einzelnen Deputierten der Nationalversammlung und zu andern Clubs erhielten sie von Marat, der Section de la Croix-Rouge und dem Club des Cordeliers willkommene Unterstützung. Das unerfreuliche Verhältnis zwischen den aristokratischen Offizieren und den Soldaten in den Schweizerregimentern bot ihrer Propaganda eine weitere Handhabe, während die Nationalversammlung jede Einmischung in die eidgenössischen Regimenter, auf die sie zur Erhaltung ihrer Wehrkraft angewiesen war, entschieden zurückwies. Berns Maßnahmen zur Überwachung des Schweizer Clubs durch einen Spionagedienst scheiterten dadurch, daß ihr Leiter Karl von Erlach sich zwei Mitglieder des Schweizer Clubs als Gehilfen auswählte, die vom Club ertappt und denunziert wurden.

Mit dem Fortschreiten der Revolution im Jahre 1790 reifte im Patriotenclub, wie der II. Teil ausführt, der Plan eines Angriffs auf die Schweiz. Er wurde dabei erstaunlicherweise von den französischen Emigranten in der Westschweiz unterstützt, die wie die Schweizer Patrioten den politischen Umsturz in ihrem Vaterland erstrebten. Der Schweizer Club wandte sich mit seiner Propaganda an die Stadtbewohner der bernischen Untertanengebiete (während Castella einen Aufruf an die Gruyère erließ) und vergiftete dadurch Frankreichs gute Beziehungen zur Schweiz. Unter dem Einfluß ausgewanderter Untertanen des Basler Fürstbischofs schürte er die Pruntruter Volksbewegung gegen den durch kaiserliche Truppen unterstützten Bischof. Die Besetzung des Fürstbistums durch französische Truppen brachte die Schweiz in eine gefährliche Lage. Der französische Gesandte Marquis de Vérac verlangte vergeblich die Auflösung des Schweizer Clubs.

Die Berufung von François Barthélemy zum französischen Gesandten in der Schweiz zu Beginn des Jahres 1792 erweckte die Hoffnung auf Wiederherstellung der guten nachbarlichen Beziehungen. Doch die Feier in Paris zu Ehren von 41 befreiten Galeerensträflingen aus dem Regiment Châteauvieux, die völlig vom Haß gegen die Schweizerregimenter charakterisiert war, und vor allem die Bildung des ersten Girondistenkabinetts mit ihrer kriegerischen Politik verschärften die Spannungen in bedrohlichem Maß, wie der III. Teil (Der Kalte Krieg) ausführt. Nach der Revolutionierung des Fürstbistums Basel und dem französischen Einfall in Savoyen fand sich die Schweiz Ende 1792 ganz von Frankreich eingeschlossen. Ermutigt durch diese Lage griff der Schweizer Club in einer Reihe von Denkschriften die Verhältnisse in der Schweiz an. Erst der Sturz der Girondisten anfangs 1793 bereitete der abenteuerlichen Kriegspolitik ein Ende, womit die Eidgenossenschaft der Gefahr eines französischen Angriffs noch einmal entrann.

Der Autor erweist sich als souveräner Kenner der politischen Lage während der Revolution und versteht es ausgezeichnet, die zuweilen verwickelten Tatbestände in klarer Weise darzulegen. Seine Darstellung zeichnet sich durch einen flüssigen und lebendigen Stil aus und durch das Bestreben, sich kurz zu fassen. Zuweilen hätte man eine eingehendere Behandlung gewisser Fragen erwartet : z. B. eine tiefere Begründung der verblüffenden Zusammenarbeit zwischen dem Schweizer Club und den aristokratischen französischen

Emigranten. Abgesehen davon bildet diese Studie einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der französisch-schweizerischen Beziehungen in der Revolutionszeit. HELLMUT GUTZWILLER.

Amschwand P. Rupert: Abt Adalbert Regli und die Aufhebung des Klosters Muri. Beilage zum Jahresbericht des Kollegiums Sarnen 1955-1956. Sarnen 1956. 304 S.

Adalbert Regli, der letzte Abt des alten Klosters Muri, gehört ohne Zweifel zu den hervorragendsten Gestalten der an tüchtigen Männern reichen Geschichte der Habsburgergründung im Freiamt. Er hatte indes bisher noch keinen Biographen gefunden. Man begnügte sich jeweils damit, die Vorgänge um die Aufhebung des Stiftes, da und dort auch der Jahre unmittelbar vorher und nachher, aber auch hier selten auf Grund selbständiger Forschungen, darzustellen. So war ein zuverlässiges Lebensbild dieses Prälaten, der jene Jahrzehnte in leitender Stellung miterlebte und bald auch mitbestimmte, längst fällig geworden; und man kann es nur begrüßen, daß P. Rupert in seiner vorliegenden Freiburger Dissertation unter Leitung von Prof. Dr. Oskar Vasella die Mühe nicht scheute, die nicht leichte Aufgabe in so vorzüglicher Gründlichkeit zu erfüllen.

Einleitend wird die Geschichte des Klosters bis in den Beginn der Helvetik 1798 zurückverfolgt, die den Konvent, aber auch die Schule auf der Höhe ihrer Aufgabe zeigt. Vor allem aber lernen wir die Lebensschicksale des spätern Abtes Adalbert in seiner urserner Bergheimat kennen — er selber kam am 13. November 1800 in dem kleinen, zu Prato-Leventina gehörenden Fiesso zur Welt und wurde nach ambrosianischem Ritus getauft; von hier kehrte die Familie erst 1804 nach Andermatt zurück. Hier sehen wir ihn denn auch in der Volks- und dann der Lateinschule unter der Obhut der Väter Kapuziner, seit 1816 in der Klosterschule von Muri, über die wir mehrfach willkommene Einzelheiten erfahren, und 1818 dort im Noviziat. Nach tüchtigen philosophischen und theologischen Studien in Muri selbst und der Priesterweihe in der Kirche der Ursulinen in Fribourg im Advent 1824 stellt ihn der klösterliche Gehorsam in die Seelsorge als Unterpfarrer von Muri, als Präfekt und Lehrer in die Klosterschule und schließlich als Statthalter auf den verantwortungsvollen Posten eines Leiters der Ökonomie. Reich an Verantwortung war diese Tätigkeit in diesen Jahren mehr als sonst, weil inzwischen auch die Bevormundung der aargauischen Klöster durch den Staat eingesetzt hatte. Und hier wird Verfasser besonders ausführlich und beredt, da er die schon so oft behandelte Geschichte der Aufhebung Muris mit ihren Vorboten und Nachwirkungen vor allem aus dem Blickfeld P. Adalberts darstellt, der schon 1838 dem in Engelberg im Exil verstorbenen Prälaten Ambros Bloch in der Abtswürde nachfolgte. In diesen Kapiteln schöpft P. Rupert gewissermaßen aus dem Vollen, da er über Quellen verfügt, die früheren Autoren, auch P. Martin Kiem, noch nicht bekannt waren.

Wichtig ist hier die Feststellung, daß Abt Adalbert in seiner anerkannt versöhnlichen Art, die weit entgegenkommen wollte, aber nie unter Preis-

gabe seiner monastisch-benediktinischen Grundsätze, sicher die Aufhebung nicht verschuldete. Auch die von der Gegenseite z. T. bis heute erhobenen Vorwürfe der Provokation von seiten des Klosters im Januar 1841 werden überzeugend widerlegt. Mit aller Deutlichkeit aber erweist sich hier, daß der Radikalismus des Aargaus schon seit Jahren offen und versteckt die Aufhebung der Klöster betrieb, von der Inventarisierung des Vermögens und der Unterdrückung der Klosterschule schon 1835 bis zur Erschwerung der Novizenaufnahme und dem « kalten Krieg » der Pensionierungspläne seit 1838. Demgegenüber berührt es überaus sympathisch, daß rechtlich denkende Männer, wie Dr. Rudolf Feer in Aarau und Karl Müller-Friedberg in Konstanz, Sohn des st. gallischen Kantonsgründers, sowie vor allem der Schaffhauser Antistes Friedrich Hurter, sich für Muris Rettung einsetzten. Verfasser hat denn auch von allen Seiten her die Quellen zu Rate gezogen, nicht nur in Aarau, sondern auch in Freiburg i. Ue., in Konstanz, das Bundesarchiv in Bern und selbst die Nuntiaturberichte der Vaticana. So dürfte kaum eine wesentliche Quelle übersehen sein, was gerade für die Aufhebungsgeschichte unerläßlich ist. Besonders die Notiz- und Tagebücher erweisen sich als ergiebig, natürlich auch die Briefe, wie etwa die Vorschläge Augustin Kellers an seinen Jugendfreund P. Leodegar Kretz über die Schulreformen oder gar die schnauzige Abkanzelung der Geistlichen des Dekanats durch den 32jährigen Bezirksamtmann Dr. Weibel, diese unverhüllte radikale Kampfansage an das kath. Freiamt. Die gutgeschriebene, bis in Einzelheiten sorgfältig belegte Arbeit schließt mit dem Verzeichnis der 29 Patres und acht Laienbrüder zur Zeit der Aufhebung und einer glücklichen Charakterisierung jedes einzelnen von ihnen, die alle dem Kloster und Orden treu blieben. Selbst eine Liste der aarg. Großräte von 1841 fehlt nicht. Fand der Konvent zunächst eine provisorische Niederlassung bei S. Karl in Zug, so konnte Abt Adalbert noch im Herbst 1841 auf Einladung der Regierung von Obwalden das Gymnasium in Sarnen übernehmen und wurde so mit der Innerschweiz viel enger verbunden, als es von Muri aus je geschehen konnte. Das ausgezeichnete Bild dieses Abtes, der so auch über der Schwelle der neuen Muri-Schule im Bruderklausenland steht, wird darum in der Darstellung P. Ruperts gerade in den innern Kantonen die verdiente Beachtung finden.

P. Gall Heer.

Fribourg / Freiburg 1157-1481. Herausgegeben von der « Société d'histoire » und dem « Geschichtsforschenden Verein » aus Anlaß der Achthundertjahrfeier der Gründung von Freiburg. 419 Seiten. Fragnière S. A., Fribourg 1957.

Zweisprachig wie die Stadt präsentiert sich diese Festgabe, verfaßt von elf um die Geschichte Freiburgs verdienten Forschern. Es ist ein Gemeinschaftswerk von umfassender Vielseitigkeit der behandelten Materie, wissenschaftlicher Gründlichkeit und überzeugender Darstellungskraft.

Nicht die ganze Geschichte Freiburgs ist Gegenstand dieses Buches ; in weiser Beschränkung wollte man jenen Teil der Vergangenheit aufleuchten lassen, der am wenigsten bekannt ist, über den bis anhin mehr in Einzel-

darstellungen geschrieben worden ist. Der Wert dieses Buches liegt denn auch in erster Linie darin, daß es eine Koordination aller wichtigen Forschungsergebnisse bis zur Gegenwart darstellt.

Hier in aller Kürze der Inhalt: GASTON CASTELLA, sich vor allem auf die Forschungen Pierre's de Zurich stützend, nimmt das Jahr 1157 als höchst wahrscheinliches Gründungsdatum der Stadt an. Den geschichtlichen Grundlagen der Stadtgründung geht HANS WICKI nach. Durch geschickte Politik waren die Zähringer bis an die Grenzen Burgunds vorgestoßen, Freiburg sollte daher an jenem strategisch und verkehrstechnisch günstigen Punkte als feste Stütze errichtet werden. Nicht allein militärische Gründe ließen die Stadt hier erstehen, auch wirtschaftliche Gründe waren hier mit im Spiel, flossen doch den Herren mannigfache fiskalische Abgaben und Gelder durch solche Gründungen zu. Mit den reichlich komplizierten Institutionen politischer Art befaßt sich LOUIS DUPRAZ. Wir können daraus unmöglich auch nur die wichtigsten Erscheinungen nennen, sondern müssen uns mit der summarischen Schlußfolgerung dieser Arbeit begnügen, wonach Freiburg eine Stadtrepublik mit aristokratischer Grundkonzeption und stark obligarchischer Tendenz darstellte, die sich schließlich notwendigerweise zur Oligarchie entwickeln mußte.

Daß Freiburg auch rechtlich gesehen eine Brückenstadt ist, weist EMIL MÜLLER-BÜCHI nach, denn in der Handfeste stehen zähringische neben waadtländisch-savoyischen Satzungen in fruchtbarem Zusammenklingen. Über die Außenpolitik der Stadt orientiert GASTON CASTELLA. Sie war beeinflußt durch die Streitigkeiten der Dynastien von Zähringen, Kiburg, Habsburg und Savoyen untereinander und durch die Kämpfe der Eidgenossen vor allem mit Habsburg. Freiburgs gefährliche Rivalin war insbesondere Bern, das, begünstigt durch eine weit weniger exponierte Lage, manchen hochfliegenden Traum der Freiburger zu Fall brachte.

Freiburgs wirtschaftliche Bedeutung und Organisation schildert HEKTOR AMMANN in seinem äußerst interessanten Beitrag. Bei ihrer mittleren Größe war die Stadt ein recht ansehnlicher Wirtschaftsplatz, dessen Blütezeit in die Wende vom 14. bis weit hinein ins 15. Jahrhundert fällt. Freiburgs Erzeugnisse an Tuch und Leder gingen sozusagen in alle Welt. Die politisch bedeutungslosen Zünfte, Bruderschaften und Reisegesellschaften stellten Sonderfälle wirtschaftlicher Organisation dar. JEANNE NIQUILLE's Aufsatz beleuchtet die sozialen Einrichtungen des alten Freiburg, das mit seinen Spitälern, Aussätzigenheimen und geistlichen Bruderschaften eine ganze Anzahl sozialer Institutionen hatte, die wohl geeignet waren, allen Unglücklichen Hilfe und Trost zu gewähren. Die christliche Nächstenliebe war eine vielgeübte Tugend, dies beweisen die mannigfachen Stiftungen zugunsten der Armen und Kranken. Die Pfarrei St. Nicolas ist Gegenstand eines Beitrages VON LOUIS WAEBER. Die erste Kirche, 1182 vom Bischof von Lausanne wahrscheinlich mit saurer Miene geweiht, war einfach und in romanischem Stil gebaut. Um 1280 begann dann der Bau der heutigen Kathedrale, die infolge der Kriege erst 1490 beendet werden konnte. Eine Menge anderer Kirchen und Kapellen zeugt von frommem und opferfreudigem Sinn. Wie die Bewohner vieler mittelalterlichen Städte hatten sich die Freiburger seit

Anbeginn die Wahl ihres Pfarrers gesichert. Über Klöster und Ordensgemeinschaften schreibt MARIE-HUMBERT VICAIRE. Zisterzienser, Johanniter, Augustiner, Minoriten und Beginen entfalteten in dieser Stadt eine reiche Tätigkeit, sei es in pastoraler, sozialer oder kultureller Hinsicht. Ohne gewisse Mißstände vor allem im 15. Jahrhundert zu übersehen, macht Vicaire mit Recht darauf aufmerksam, daß das Ideal doch stets hochgehalten wurde und daß gerade die Klöster mithalfen, die Stadt aus ihrer bürgerlichen Isolation zu befreien und sie mit den verschiedensten Kulturzentren Europas zu verbinden.

Das malerische Bild der Stadt Freiburg entwirft MARCEL STRUB. Er zeichnet mit sichern Strichen ihre typisch zähringischen Züge und weist darauf hin, daß Freiburg sich in auffallender Weise an die Gegebenheiten topographischer, militärischer und wirtschaftlicher Natur angepaßt hat und so nicht in irgend ein Städteschema gepreßt werden kann. Freiburgs vielseitiges kulturelles Schaffen skizziert GABRIEL ZWICK. Mit der Gründung religiöser Gemeinschaften beginnt erst das kulturelle Leben, der Baubeginn der Kathedrale fällt mit der Übernahme der Stadt durch die Habsburger zusammen wie auch ihre höchste Blüte mit der wirtschaftlichen Hochkonjunktur. Die Kathedrale als Ganzes, das Südportal im besonderen und die berühmte Grablegung sind eindrücklichste Zeugnisse jener Epoche. Schon ganz am Anfang treffen wir eine Bürgerschule, aber sie hält dem Vergleich mit den Bildungsanstalten der Klöster nicht stand.

So führt uns dieses Buch ein in das rege Leben Alt-Freiburgs, aber auch einer mittelalterlichen Stadt überhaupt. Es erfaßt in überlegener Schau alle Erscheinungen des Aufbaus einer menschlichen Gemeinschaft. Sind vielleicht nicht alle Artikel geeignet, einem breiteren Publikum zugänglich zu sein, so wird doch der historisch Interessierte reichen Gewinn daraus ziehen und ein von FERDINAND RÜEGG zusammengestelltes Repertorium freiburgischer Geschichtsquellen erleichtert eigene Forschungen.

Wir möchten die Feder nicht beiseite legen, ohne der Stadt und dem Staate Freiburg für die Unterstützung zu diesem Werke unsern Dank und unsere Anerkennung auszusprechen. CLAUDIO HÜPPI.

Marcel Strub: Les Monuments d'Art et d'Histoire du Canton de Fribourg. (*Les Monuments d'Art et d'Histoire de la Suisse*), t. II : **La Ville de Fribourg.** — Birkhäuser, Bâle 1956. 413 p.

Ce volume est le 36e d'une collection qui devait en comprendre 80 d'après le plan primitif, mais qui en aura certainement plus de 100 à en juger par le développement pris aujourd'hui par la publication des Monuments d'Art et d'Histoire de la Suisse. Pour l'ensemble du canton de Fribourg, quatre volumes furent prévus. Le travail avait été commencé, pour la partie allemande du canton, par un critique d'art qui a quitté la Suisse. La Société a, dans la suite, confié l'inventaire de la partie française à M. le professeur Marcel Strub, auteur d'une thèse sur la sculpture fribourgeoise au XVIe siècle.

Trois volumes seront réservés à la ville de Fribourg. Le premier, en pré-

paration, s'occupera du développement de la cité : plan, fortifications, monuments publics, etc. Le deuxième, celui que nous présentons, est consacré aux cinq sanctuaires les plus anciens de la ville : la cathédrale de Saint-Nicolas, la basilique de Notre-Dame, l'église de Saint-Jean avec la chapelle de Sainte-Anne et les bâtiments de l'ancienne Commanderie ; celle des Augustins avec le couvent, actuellement désaffecté, et enfin l'église de la Maigrauge, dont le monastère de cisterciennes s'est perpétué sans interruption depuis sa fondation, au milieu du XIII^{e} siècle, jusqu'à nos jours.

M. Strub a étudié à fond son sujet ; il a dépouillé minutieusement toute la bibliographie : il n'est même pas d'article de journal qui lui ait échappé. Il a compulsé les archives, examiné jusque dans les détails, au cours de multiples visites, les sanctuaires et les immeubles qu'il était chargé de présenter. Ses recherches lui ont permis de confirmer des conclusions déjà énoncées par d'autres, d'en établir de nouvelles, de proposer des hypothèses intéressantes, et, lorsque les textes ou autres sources d'information ne permettent pas de se prononcer, il se borne à rapporter les diverses solutions émises jusqu'ici.

Le volume est conçu selon le plan, rigoureusement précis, imposé par le comité de rédaction de la collection. Cela entraîne parfois des redites, l'auteur étant amené à parler d'un même sujet tout d'abord dans l'exposé historique des différentes étapes de la construction d'un sanctuaire, par exemple, puis de nouveau dans la description qu'il donne de ses différentes parties. Il doit n'omettre aucun détail, et s'exprimer néanmoins brièvement. Aussi bien M. Strub doit-il se sentir plus à l'aise lorsque, libre de toute contrainte, de la plume élégante et fine qui est la sienne, il livre à nos journaux ou à nos illustrés des articles toujours très appréciés, qu'il peut, à l'occasion, consacrer à des créations récentes n'entrant pas, vu leur date, dans le plan des Monuments d'Art.

Il a publié récemment un nouvel ouvrage : *Fribourg, Ville d'Art et de Tradition* (Editions Générales, Genève, 1957, 217 pages, 1er volume d'une collection « Villes et Pays suisses ») somptueusement illustré de plus de 100 héliogravures de MM. Benedikt Rast et Roger Bimpage, offrant aux yeux émerveillés du lecteur des parties peu connues de la ville ou du moins des aspects nouveaux des monuments connus, le tout encadré d'un texte qu'on lit avec autant d'intérêt que de plaisir.

Enfin — et ceci, comme les remarques précédentes, n'est aucunement un reproche fait à l'auteur, mais un souhait émis à l'adresse des organes de la Société — si les Monuments d'Art et d'Histoire sont destinés tout d'abord aux historiens et critiques d'art, ils sont envoyés principalement aux membres de l'Association (actuellement plus de 8000). Or, la grande majorité de ceux de langue française et à fortiori ceux de la Suisse alémanique, qui sont les plus nombreux, ne connaissent pas la signification des termes techniques qui abondent dans un ouvrage tel que celui de M. Strub. Il serait donc à souhaiter que, dans la petite revue qui, trimestriellement, est adressée aux sociétaires, on reprît — car cela avait été commencé naguère — la publication d'un dictionnaire (il devrait être bilingue), indispensable, semble-t-il, pour que les lecteurs puissent consulter avec profit les volumes qu'ils reçoivent.

Il faut, en terminant, remercier la société d'avoir choisi, et féliciter Fribourg d'avoir reçu, en la personne de M. Strub, un critique d'art dont la compétence et l'ardeur qu'il a mise à la tâche méritent tous les éloges, et souhaiter que paraisse sans tarder le tome III, qui fera suite à celui-ci, puis le premier, qui en sera l'introduction, sans parler de ceux qui doivent être consacrés aux divers districts de notre canton. L. WAEBER.

Mgr Louis Waeber - Can. Aloys Schuwey: Eglises et Chapelles du Canton de Fribourg. — Editions Saint-Paul, Fribourg/Suisse 1957. XII-370 pages.

Vorliegendes, reich bebildertes Werk will weder ein Geschichtsbuch noch eine kunsthistorische Abhandlung sein. Es stellt dem Leser die alten und neuen Kultstätten des Kantons Freiburg vor und zwar durch eine kurze geschichtliche Einführung und oft auch künstlerische Würdigung. In prägnanter, ansprechender, zeitgemäßer Form erfüllt es, was vor 70 Jahren P. Apollinaire Dellion mit seinem Dictionnaire des paroisses catholiques du canton de Fribourg bezweckte. Mgr. Waeber schrieb die geschichtliche Einleitung und den Text für die Denkmäler des französischen Kantonsteils. Can. Schuwey bearbeitete in deutscher Sprache den deutschen Kantonsteil. Beide waren durch jahrzehntelange Beschäftigung mit dem Stoff ausgezeichnet vorbereitet. Mgr. Waeber überprüfte nicht nur einen großen Teil des von Dellion benutzten archivalischen Materials, sondern benützte darüber hinaus die von Dellion nicht gekannten Archive des Bistums und des Kapitels von St. Nikolaus, dazu seine zahlreichen, hier und dort erschienenen Veröffentlichungen zur Freiburger Kirchengeschichte. Auf den wissenschaftlichen Apparat wurde, wenn wir von der Einleitung absehen, verzichtet. Trotzdem hat man das Gefühl, sich einem durch und durch bewanderten Kenner anzuvertrauen. Der gedrängte, aber vorzüglich geschriebene Aufriß der Geschichte der Diözese Lausanne und der Entstehung der Freiburger Pfarreien wird vom Leser besonders dankbar entgegengenommen.

In der viel umstrittenen Frage nach dem Ursprung der Diözese Lausanne scheint der Verfasser jener Lösung gewogen zu sein, die Aventicum als Sitz des Bischofs fallen läßt und eine einzige Verlegung von Vindonissa nach Lausanne annimmt (S. 6 f.). Wir sind noch nicht überzeugt von der fast allgemein herrschenden Ansicht der Einführung des Christentums erst im 4. Jahrhundert. Der bekannte Text des Irenaeus adv. haer. 1, 10, 2 (Hae quae in Germania [griech. Plural] sunt fundatae ecclesiae... quae in Celtis), verbunden mit Tertullians adv. Iud. 7, 4 (Galliarum diversae nationes... et Germanorum... et abditarum multarum gentium et provinciarum etc.), sowie Erwägungen allgemeiner Art wie die Durchdringung der Westschweiz durch römische Kultur und das Bestehen festgegründeter Gemeinden im Rhonetal bereits im 2. Jahrhundert, legen ein früheres Bekanntwerden der Frohbotschaft bei uns durchaus nahe. Unklar liegen die Übergänge von der römischen zur burgundischen Periode. Immerhin haben die neueren Ausgrabungen eine Kontinuität in vielen Fällen feststellen lassen. In diesem Sinne könnte man das Problem auch bei uns darstellen (S. 29 f.).

Aufschlußreich ist die Liste der Pfarreien (S. 34-36), aus welcher deren

Genealogie sichtbar wird. Man hätte sie vorteilhaft auf die vorausgehende Periode, d. h. vor 1228 ausdehnen können, nachdem für viele Gemeinden die Grundlagen dafür vorhanden sind. Die Landpfarreien werden alphabetisch angeordnet, was den unbestreitbaren Vorteil hat, dieselben sofort zu finden. In diesem Falle erwartet hingegen der mit den Verhältnissen wenig vertraute Leser eine geographische Karte mit der kirchlichen Einteilung in Dekanate und Pfarreien.

Zum deutschen Teil wäre zu bemerken, daß der Fall der beiden Kirchen von Wiler und Heitenried von jenem der burgundischen Syruskirche und späteren Jakobskirche in Bösingen verschieden ist. Wiler war die ältere, zuerst von Tafers abhängige, für die umliegende Bevölkerung bestimmte Kirche, die spätere weit entfernte, mit der Gründung des Schlosses zusammenhängende, Michaelskapelle war Eigenkirche, die im Laufe der Entwicklung jene von Wiler verdrängte. Ähnlich wie dieser Fall ist jener von Wünnewil, das offenbar zuerst eine Eigenkirche besaß. Burg und späteres Schloß sind noch feststellbar. Dies veranlaßt dann die Trennung des unmittelbar anliegenden Territoriums von der Pfarrei Bösingen und erklärt die sonderbaren bis heute existierenden Gemeindegrenzen.

Bisweilen werden auch die künstlerisch wertvollen Gegenstände erwähnt, mit Ausnahme der Goldschmiedekunst. Wir vermissen dabei die Konsequenz. Während z. B. die überaus wertvollen Skulpturen und Fresken von Jaun, von Wiler, von St. Ursen und Tafers vermerkt werden, finden jene von Düdingen (Michael der Totenkapelle, Madonna von Reyff), von Heitenried (St. Michael usw.) keine Erwähnung. Der gotische Flügelaltar von Christlisberg ist nicht vom 15., sondern wohl vom Ende des 16. Jahrunderts (vgl. Freiburger Geschichtsblätter 19, 1912, S. 57). Der Verlag hat keine Kosten gescheut, um das Buch geradezu verschwenderisch auszustatten. Es wird eine Zierde jeder Pfarrbibliothek des Kantons sein. Eine Einschränkung sei inbezug auf das eine oder andere Klischee gemacht, dem eine alte oder unscharfe, mißglückte Photographie zugrundelag. Durch die Wahl des Ausschnittes hätte in manchen Fällen der Fehler behoben werden können. Bei der Durchblätterung des prächtigen Werkes wird man sich auch der Entwicklung der Architektur völlig bewußt. Man freut sich, daß nach den unglücklichen und wertlosen Nachäffungen romanischer und gotischer Bauten endlich ein Stil aus unserer Zeit gewachsen ist. O. PERLER.

HINWEISE

Von der « *Alemania Franciscana Antiqua* » erschien unlängst Bd. 3 (*August Späth, Ulm a. D. 1957. 224 S., 91 Bilder. Fr. 7.50*). Über Plan und Anlage des ganzen Werkes haben wir uns bereits in dieser Zeitschrift (50, 1956, 288-290) ausgesprochen, sodaß wir nicht alles zu wiederholen brauchen, Bd. 2 soll im Frühjahr 1958 erscheinen. Wie im 1. Bd. ist die Schweiz auch dieses Mal mit mehreren Beiträgen vertreten. Wir denken hier an den kirchlichen Organismus ; denn die Niederlassung in Viktorsberg, deren Geschichte *Dr. P. Florentin Nothegger* (91-101) behandelt, gehörte einst zum Bistum

Chur. Die Schicksale des Franziskanerklosters in Solothurn schildert *Max Heinrichsperger*. Seine Darstellung beruht großenteils auf der Monographie Friedr. Fialas. Doch hat H. auch archivalische Quellen herangezogen. Schade daß der Text des S. 112 n. mitgeteilten interessanten Schreibens an den Zürcher Lektor von 1480 nicht besser wiedergegeben ist. Gedruckt wird auch das Schreiben des Provinzkapitels in Überlingen an den Rat von Solothurn von 1545 mit der Bitte um Wiederherstellung des Klosters (116 f.), die bald darauf erfüllt wurde. Die beste Zeit erlebte der Konvent wohl um die Mitte des 17. Jh., 1664 legte man den Grundstein zum heutigen Bau. Für die literarisch tätig gewesenen Franziskaner (vgl. 120 f.) wäre auch auf L. R. Schmidlin in dieser Zeitschr. 6 (1912) zu verweisen gewesen. (S. 114 n. 12 soll es heißen : Kirchensätze.) Auch für die Geschichte der Terziarinnenklöster *St. Joseph* und *Nomen Jesu* boten ältere Monographien wertvolle Vorarbeit. Namentlich das erste Kloster erlebte anfangs des 17. Jh. eine recht bewegte Reform, in welcher die bekannte Propagatorin Elisabeth Spitzlin (über sie vgl. A. Scheiwiler in dieser Zeitschr. 11, 1917, 204 ff., 279 ff.) eine wichtige Rolle spielte (S. 132 f.). Die Schicksale des *Terziarinnenklosters in Bremgarten*, hervorgegangen aus einer Beginensiedlung, schildert knapp der ausgezeichnete Kenner der Stadtgeschichte Bremgartens, *Dr. E. Bürgisser* (102-106). Das Kloster wurde 1798, bei wirklicher Notlage, durch die helvetische Regierung aufgehoben, nachdem es seine Existenz schon während Jahren nur mühsam hatte behaupten können. — Während in diesen Beiträgen von Personalverzeichnissen abgesehen wird, finden sich in anderen (wie zu Viktorsberg seit 1510 der Guardiane) Listen von Oberinnen und Chorfrauen (für Ensisheim 197-199, 205 f.). Eine gewisse Ungleichheit in Umfang und Vertiefung der einzelnen Beiträge läßt sich nicht verkennen. Das liegt weniger am Herausgeber als an den Mitarbeitern. Allein auch dieser Band vermittelt, trotz aller Schwächen, die einzelnen Darstellungen anhaften mögen, viel Wertvolles und weckt den Wunsch nach weiteren Forschungen, beweist doch das Register, daß innerhalb der Provinz unter den Klöstern rege Beziehungen bestanden.

Stiftsbibliothekar *Dr. Johannes Duft* in St. Gallen eröffnete eine neue Buchreihe unter dem Titel : *Bibliotheca Sangallensis* (*Verlag v. Ostheim, Zürich*), deren 1. Bd. : Die Ungarn in St. Gallen namentlich die aus St. Galler Quellen stammenden Berichte über den Einfall der Ungarn im 10. Jahrhundert vorwiegend in deutscher Übertragung bietet. Es sei u. a. hingewiesen auf die berühmte Klausnerin Wiborada, die beim Einfall ihr Leben verlor, nicht zuletzt aber auf das Kapitel über die Flucht der Bücherschätze. Unnötig zu betonen, daß Ausstattung und Illustration vorzüglich sind.

Von den Festgaben, die aus Anlaß der 500-Jahrfeier der Universität Freiburg i. Br. erschienen sind, nennen wir vorläufig die Schriften zur Geschichte der einzelnen Fakultäten. Besonders hervorgehoben sei die gründliche Studie von *J. J. Bauer SCJ : Zur Frühgeschichte der theologischen Fakultät* (*1460-1620*). Sie vermittelt einen guten Einblick in die Organisation sowie die Studien- und Promotionsordnung. — Die « *Beiträge zur Geschichte der Frei-*

burger philosophischen Fakultät » bieten im 1. Teil aus der Feder des gutbekannten Historikers *E. W. Zeeden*, nun an der Universität Tübingen tätig, einen wichtigen Ausschnitt aus der Geschichte der Fakultät im 18. Jahrhundert, eine Untersuchung, die u. a. dem Einfluß der Aufklärung auf die Universität gilt, was angesichts der zahlreichen Beziehungen der Freiburger Universität zur Schweiz, von der Zugehörigkeit des Fricktals zu den vorderösterreichischen Landen ganz abgesehen, auch für die schweizerische Ideengeschichte bedeutsam ist. Wer die angesehene Stellung der Historiker in Freiburg in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts kennt, wird die ausgezeichnete Darstellung von *Clemens Bauer : Die Freiburger Lehrstühle der Geschichtswissenschaft* zu schätzen wissen, zeichnet sie doch das Bild bedeutender Persönlichkeiten (u. a. Al. Schulte, Heinrich Finke, Georg v. Below). Das Biographische kommt übrigens auch « im Beitrag zur Geschichte der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät » zur Geltung, mit dem Aufsatz von *Hans Thieme : Zasius und Freiburg* und jenem von *A. Bergstraesser : Max Weber*. Aus den Lebensbildern, die der Band : *Freiburger Professoren des 19. und 20. Jahrhunderts*, hrsg. von *Joh. Vincke*, vereinigt, heben wir namentlich jenes des vielen unvergeßlichen Prof. Jos. Sauer hervor. (Verlag Eberhard Albert, Universitätsbuchhandlung Freiburg i. Br. 1957). Ein Band zur Geschichte der Universität ist außerdem noch in Vorbereitung (Verlag Hans Ferdinand Schulz, Freiburg i. Br.). O. VASELLA.

Band 47 (1955/56) der *Freiburger Geschichtsblätter* enthält fünf Beiträge zur freiburgischen Geschichte. *Ernst Flückiger* weist auf die Spannungen zwischen Bern und Freiburg hin, die sich anläßlich der durch Bern angeordneten Befestigung Murtens, damals gemeine Herrschaft Berns und Freiburgs, im 1. Villmergerkrieg ergaben. *Hellmut Gutzwiller* untersucht an Hand der von Hektor Ammann in « Mittelalterliche Wirtschaft im Alltag » veröffentlichten Handwerkerverträge die Arbeitsbedingungen der Handwerksknechte an der Schwelle vom 14. zum 15. Jahrhundert und hebt die ansehnliche Zahl von Knechten aus dem oberdeutschen Gebiet hervor. *Othmar Perler* weist mit vier in Bösingen aufgefundenen Münzen nach, daß Aventicum unter Konstantin dem Großen als Kastell noch nicht aufgegeben war. Die ungünstige Wirkung des abendländischen Schismas auf gewisse Klöster bringt *Ferdinand Rüegg* zur Geltung durch Darlegung der umständlichen und mit hohen Kosten verbundenen Bestätigung der Wahl Peters III. von Affry (1404/06) als Abt von Hauterive. Seine nachträgliche Bemühung um Anerkennung seiner Wahl in Rom belohnte die römische Kurie durch Überreichung einer Reliquie des hl. Nikolaus von Myra, deren Translation nach der St. Niklauskirche in Freiburg im Jahr 1506 die vom Freiburger Rat ersehnte Erhebung dieser Kirche zur Kollegiatkirche ermöglichte. Besondere Beachtung verdient *Peter Boschungs* Arbeit über die Grenzregelung von 1467 zwischen Bern und Freiburg : durch eingehende Überprüfung des Vertrages von 1467 und einiger Freiburger Urkunden weist B. nach, daß Bösingen, Wünnewil und Überstorf nicht erst zu dieser Zeit von Bern an Freiburg kamen, wie manche Berner Historiker behaupten, sondern schon vorher zu Freiburg gehörten. HELLMUT GUTZWILLER.

« *Die Jahrzeitbücher von St. Michael in Zug* », vom führenden Zuger Historiker *Eugen Gruber* erstmals im « Geschichtsfreund » Bd. 105-110 herausgegeben, bilden jetzt einen stattlichen Band (Verlag des Zuger Vereins für Heimatgeschichte 1957, 403 S.), dessen reicher Gehalt durch ein von *Ernst Zumbach* sorgfältig bearbeitetes Register erst recht sichtbar wird. Der Text beruht auf vier Handschriften aus dem 14. und 15. Jh. (1. Hs. von ca. 1380, 2. Hs. : das älteste überlieferte Zinsurbar von ca. 1425-29, 3. Hs. von 1435-ca. 1450, 4. Hs. 1450-ca. 1670, für diese werden allein zehn Schreiberhände festgestellt. Beachtenswert sind in der Einleitung, nebst dem sorgfältig belegten Überblick über die kirchlichen Verhältnisse Zugs, die Darlegungen über den zugerischen Festkalender (25-28). Erstaunlich ist die Fülle der hier überlieferten Stiftungen, es sind ihrer insgesamt 1395 Nummern. So wird ein ungewöhnlich reiches, wertvolles Quellenmaterial zur Personen- und Familiengeschichte Zugs vermittelt, aber zugleich Einblick in mannigfaltige Stiftungsformen geboten. Ein sehr schönes Beispiel bietet etwa die Stiftung des Kirchherrn und Dekans Johannes Schönbrunner (Nr. 1299, über ihn s. jetzt FDA 76 (1956) Nr. 2204, 2260). Nicht weniger aufschlußreich für die Genealogie wie den Reichtum einer Stiftung ist jene des Ammanns Werner Steiner, Vater des bekannten Chronisten (Nr. 1092, vgl. überdies etwa die Stiftung Schwarzmurer Nr. 663, jene Werner Stockers Nr. 652). Verhältnismäßig selten begegnen geschlossene Gefallenenlisten, jene der Schlacht bei Arbedo und bei Hünenberg (Nr. 651, Nr. 1368) scheinen Ausnahmen zu sein, während sonst einzelne Gefallene in verschiedenen Schlachten genannt werden (Mailand, Novara, Grandson). In einem Fall werden kirchliche Zensuren angedroht, sofern die Erben den Verpflichtungen nicht nachkommen (Nr. 1158). — Kleinere Versehen kann der Benützer selbst berichtigen (S. 329 st. 229, Register unter Buochs Nr. 614 str. 613). Zu Mag. Joh. Eberhart s. jetzt auch FDA l. c. Nr. 2190, 2341, zu anderen Leutpriestern von Zug 2159, 2166, 2170, 2178.

Dem hochverdienten Historiker Tirols, *Prof. Dr. Hermann Wopfner*, ist zu seinem 80. Geburtstag vergangenen Jahres der 19. Bd. der vom Jubilaren selbst 1928 begründeten Zeitschrift « *Tiroler Heimat* » gewidmet (Jg. 1955, 1956 erschienen) ; dieser 1. Teil umfaßt das Gebiet der Geschichte, während der noch ausstehende 2. Teil sich auf die Volkskunde beziehen wird. Prof. Wopfner vermittelte nicht zuletzt auch der schweizerischen Forschung entscheidende Anregungen. Namentlich gilt dies von der bäuerlichen Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte, von der Sozial- und Rechtsgeschichte, deren Kenntnisse W. durch seine zahlreichen Untersuchungen ungewöhnlich stark gefördert hat. Tirol weist ja vielfach ähnlich gelagerte Verhältnisse auf wie die alpinen Gebiete der Schweiz, ein ansehnlicher Teil seines Territoriums war überdies dank der Zugehörigkeit zum Bistum Chur und dank besonderer geographischer Voraussetzungen mit bündnerischen Nachbargebieten eng verbunden. Die umfangreichste Abhandlung von Archivdirektor *Hanns Bachmann* in Innsbruck : *Das Salbuch des bayrisch-herzoglichen Amtes Rattenberg von 1416* (7-76) vermittelt auf Grund eines für jene Zeit selten so genauen Urbars einen erstaunlich vielseitigen Einblick in den wirtschaftlichen Aufbau

des genannten Landgerichts. Das Ganze wird veranschaulicht sowohl durch die thematische Aufgliederung wie durch eine minutiöse statistische Auswertung des Stoffes (u. a. der Vor- und Familiennamen wie der Wirtschaftsformen, dazu bes. die Angaben über Kinderzahl und Leibeigenschaft 18 ff.). Auch die übrigen Aufsätze bieten, den Forschungen Ws. entsprechend, vornehmlich Untersuchungen zur Wirtschaft und Rechtsnatur von Tiroler Bauerngemeinden. *Franz Huter: Das Tscharser Dorfbuch von 1432* (91-103) unterrichtet uns über die Rechtsverhältnisse dieser einst zum Bistum Chur gehörenden Gemeinde und teilt den Text des Weistums nach einer Kopie aus dem 16. Jh. mit, während *Franz Kolb: Heirat und Ehe in der Wipptaler Bauernfamilie* wertvolles Material aus Gerichtsbüchern des 16. Jh. vorlegt, das die sittlichen und rechtlichen Verhältnisse beleuchtet und viel eigentümliches Brauchtum aufdeckt (vgl. bes. Hochzeitsbräuche 117-124). « *Die älteste gedruckte Tiroler Landesverordnung von 1500* » analysiert kurz *Karl Moeser*, unter Hervorhebung der Unterschiede zu jener von 1506. Lehrreich auch in methodischer Hinsicht und sachlich von eigenem Interesse ist der Beitrag von *Sylvia Sterner-Rainer: Zur Wahl der bäuerlichen Taufnamen in Tirol* (157-168). Bemerkenswert ist die starke Verbreitung von Christian und Christine und das Fehlen des Namens Maria. Wandlungen und Motive für die Wahl der Namen werden in sorgfältiger Untersuchung klar gelegt. Der einzige, biographische übrigens sympathisch berührende Beitrag von *Hans Kramer* gilt der bisher sehr verschieden beurteilten Persönlichkeit des Tiroler Freiheitshelden *Franz Michael Senn*, der als Landrichter in Pfunds in der Tiroler Volkserhebung von 1809 eine hervorstechende Rolle spielte und vorübergehend in die Schweiz flüchtete und dessen politische Anschauungen eine besonnene Würdigung erfahren. Wie ertragreich die Publizistik Ws. noch im hohen Alter ist, belegt schließlich das Verzeichnis seiner Veröffentlichungen von 1946 bis 1955.

Zu den originellsten Forschern der Schweiz gehört ohne Zweifel Prof. Dr. Hans Georg Wackernagel, dem wir die Edition der Basler Universitätsmatrikel als Hauptredaktor verdanken. Es war daher ein ausgezeichneter Gedanke, zu seiner Ehrung anläßlich seines 60. Geburtstages, seine vielfach zerstreuten Aufsätze und archivalischen Mitteilungen in einem Bande zu vereinigen, unter dem Titel: *Altes Volkstum der Schweiz (Ges. Schriften zur historischen Volkskunde von Hans Georg Wackernagel = Schriften der Schweizer. Gesellschaft für Volkskunde Bd. 38, Verlag G. Krebs AG Basel 1956. 326 S. Geb. Fr. 18.50)*. Uns dünkt diese Art von Festgaben erfreulicher, auch weil die thematische Einheit gewahrt bleibt, selbst wenn, wie W. es andeutet, der Wiederabdruck älterer Aufsätze manche Unzukömmlichkeiten mit sich bringt. Allein wie froh ist man, einen so gewichtigen Beitrag wie « Die geschichtliche Bedeutung des Hirtentums » hier wieder zu finden, der s. Zt. nur in der Tagespresse zu lesen war. Das Charakteristische der Forschungsweise Ws. liegt nämlich darin, daß er in ganz singuläre Problemkreise vorstößt, abseits von allgemein betretenen Pfaden, daß er unermüdlich wenig beachteten Quellen nachspürt und aus scheinbar geringfügigen Dingen wichtige Beobachtungen zu folgern vermag (vgl. etwa « Das

Küssen des Ofens », 77, oder die Mitteilung über den Schwerttanz in Basel, 277). Die Hauptthemen scheinen die Kirchengeschichte selbst auf erstes Zusehen hin unmittelbar kaum zu berühren. Dem ist in Wirklichkeit nicht so. Schon allein der Charakter mittelalterlichen Volkslebens läßt dies nicht zu. Man lese etwa, wie der bekannte Chorherr Felix Hemmerlin als Zeuge für den Charakter schweizerischen Hirtentums aufgerufen wird (36 f.). Wenn schon im 1. Teil « Altes Brauchtum » Verbindungen zum kirchlichen Leben nicht fehlen, so enthält der 2. Teil « Verschiedenes » erst recht mannigfaltige Hinweise auf religiöse Bräuche, namentlich des Totenkultes (vgl. « Der goldene Trauerbart des Herzogs Renatus von Lothringen », « Vom Hakenkreuz im Mittelalter ») oder auch des so anziehenden Dreikönigssingens (72 f., 76). Wie gegenwartsnah ist anderseits der Aufsatz « Frauenrecht im alten Wallis », in welchem übrigens auch das Thema Kirche und Hexenglauben berührt wird (113), wie denn nach dieser Richtung noch der wertvolle Hinweis auf « Frau Saelde in der alten Schweiz » hervorzuheben ist. Am geschlossensten wirkt der umfangreichste 3. Teil « Zum alten Kriegerwesen », jenes weite Thema, dem W. von jeher seine besondere Liebe zugewendet hat und worin ihm die Forschung auch fruchtbare Anregungen verdankt.

Es ist unmöglich, im einzelnen aufzuzeigen, wie weitgespannt die Gesichtspunkte überhaupt sind, unter welchen W. auch hier an entsprechende Probleme herangeht. Wenn er etwa über die Schlacht bei St. Jakob an der Birs schreibt, fesselt er den Leser schon allein in der Einleitung durch seine originellen Gedanken. Wir denken etwa an die altschweizerischen Begräbnissitten, an das mittelalterliche Fehdewesen, an die Bedeutung der Blutrache, und an manches andere mehr (vgl. 155-159). Gerade die Idee von der Blutrache spielt stark in das kirchliche Leben hinein, was für die kirchliche Strafgerichtsbarkeit leicht aufzuweisen wäre. Viele der hier nicht genannten Beiträge Ws. bezeugen, daß es nicht immer auf ihren Umfang ankommt, sondern auf die Fragestellung, sofern sie auf den Quellen beruht. Das u. E. hervorstechendste Verdienst Ws. bleibt es daher, gerade in dieser Weise die Forschung auf dem Gebiet der historischen Volkskunde in entscheidender Weise befruchtet zu haben. O. VASELLA.

Prof. Edouard Molitor: Monseigneur J. P. Kirsch. Das Lebensbild eines Gelehrten (Sankt-*Paulus-Druckerei, Luxemburg. 132 Seiten, 3 Tafeln*). veröffentlicht eine erste, kurze und sprachlich gewählte Biographie von Msgr. J. P. Kirsch, weiland Ordinarius für Patrologie und christliche Archäologie an der Universität Freiburg (Schw.), später Direktor des päpstlichen Instituts für christliche Archäologie in Rom, Mitbegründer und Redaktionsmitglied dieser Zeitschrift. Persönlichkeit und Leistung des Gelehrten werden in die drei Wirkungskreise Luxemburg, Freiburg, Rom hineingestellt. Wenn der Verfasser auch « nicht im geringsten ein wissenschaftliches Werk für wissenschaftliche Kreise » vorzulegen beabsichtigt, so kennt er doch die Quellen dazu. Im Anhang bringt er eine vollständige Bibliographie des Luxemburger Gelehrten. Er benutzt sie selbst mit lobenswerter Sachlichkeit. Er versteht es, die Erinnerung an den Verblichenen wachzuhalten und ihn als Vorbild « zu rastloser wissenschaftlicher Leistung und persönlicher

Bescheidenheit» vorzustellen. Indem er insbesondere auf die durch J. P. Kirsch sehr geförderten Beziehungen zwischen Luxemburg und Freiburg eingeht, entwirft er ein wichtiges Kapitel zur Geschichte der Freiburger Universität.
O. PERLER.

Eine ungemein anziehend und warm geschriebene Würdigung der Persönlichkeit des verstorbenen Urner Staatsarchivars *Prälat Dr. Ed. Wymanns* ließ *Monsign. Prof. Giov. Galbiati*, Ehrenpräfekt der Ambrosiana in Mailand, separat erscheinen (Atti del convegno di studi per i rapporti scientifici e culturali italo-svizzeri, Mailand 1956, 301-312). Der beschwingte Ton eines von feiner Kultur beseelten Stils ist auch im Deutschen so ausgezeichnet erhalten geblieben, daß man über typographische Versehen leicht hinwegsieht.

Untersuchungen zur Schul- und Bildungsgeschichte erscheinen erfreulicher Weise in vermehrtem Maße. Sie haben allgemeinen Wert, selbst wenn sie in ihrer Zielsetzung begrenzt sind und bekanntlich oft von einer ungünstigen Quellenlage ausgehen müssen. Die Studie von *Anton Haidacher: Studium und Wissenschaft im Stifte Wilten in Mittelalter und Neuzeit. 1. Teil: Bis zur Gründung der Universität Innsbruck (1669, Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum in Innsbruck 36, 1956, 5-99)* ist der 1. Teil einer Darstellung der Beziehungen des Stiftes Wilten zur Universität Innsbruck (1670-1782), deren Druck in derselben Zeitschrift für 1958 vorgesehen ist. Die archivalische Überlieferung ist für das Mittelalter derart schlecht, daß ein befriedigendes Verzeichnis der Stiftsherren kaum denkbar erscheint. Daher ist auch ein systematischer Nachweis der nachmals eingetretenen Stiftsherren an Universitäten ausgeschlossen. Immerhin darf der gut geschriebenen Abhandlung die sorgfältige Auswertung der einschlägigen Bestimmungen in den Ordensstatuten nachgerühmt werden. Für das 16. Jahrh. vermag H. überdies eine ansehnliche Reihe von Schulmeistern festzustellen (vgl. 40 f.), die wiederum auf eine ältere Tradition einer deutschen und lateinischen Klosterschule hinweisen. Wesentlich ergiebiger gestaltet sich die Untersuchung für die nachtridentinische Zeit. Nicht so sehr das Bild einer länger andauernden Verwahrlosung des Stifts ist bemerkenswert, als vielmehr die Feststellung, daß der innere Aufschwung des inneren Lebens in engem Zusammenhang steht mit intensiverer Wissenschaftspflege, die vor der Gründung der Universität Innsbruck sich dank des Einflusses der Jesuiten an den stärker besuchten Universitäten Ingolstadt und Dillingen entfaltet, was namentlich für eine Reihe von bedeutenderen Äbten nachgewiesen wird. Für die vorreformatorische Zeit spielte die Universität Wien immerhin eine recht beachtliche Rolle auch für das Stift. Die Äußerung des Ordensgenerals von 1578 (vgl. S. 44 f.) wird man noch etwas kritischer beurteilen müssen (Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum Bd. 36, 1956. Schriftleitung : Franz Huter. Univ.-Verlag Wagner, GmbH. Innsbruck. 140 S. ö. S. 99.—).

Aus dem Nachlaß des Generalvikars von Konstanz I. H. Wessenberg in der Stadtbibliothek Konstanz und in der Universitätsbibliothek Heidelberg

teilt *Heribert Raab* (*Aschaffenburger Jahrbuch f. Gesch. 2, 1955, 98-133*) von rund 100 Briefen des *Aschaffenburger Weihbischofs Jos. Hier. Karl Freih. v. Kolborn an W.* deren 38 mit trefflichem Kommentar mit, bei deren Wiedergabe er sich allerdings auf Wesentliches beschränkt. Im Vordergrund stehen namentlich kirchenrechtliche und kirchenpolitische Fragen, soweit sie sich auf die reichskirchlichen Verhältnisse beziehen. Immerhin sind einzelne Briefe auch für die Konstanzer Bistumsverhältnisse recht interessant, vor allem fällt die Stellungnahme K.s zum neuen Katechismus W.s auf (114 f., 116 f.). Anderes, was auf die Schweiz Bezug hat, ist nur knapp angedeutet (Pfr. Wyrsch in Bauen 107, über den Fürstbischof von Basel 119, W.s Rede zur Eröffnung des Luzerner Seminars 107 usw.). Eine Biographie Kolborns stellt R. erfreulicherweise in Aussicht.

P. Rupert Amschwand, dem wir die aufschlußreiche Darstellung über Abt Adalbert Regli und die Aufhebung des Klosters Muri (Sarnen 1956) verdanken, veröffentlicht unter dem Titel : *Carl v. Reding an Abt Adalbert Regli* fünf Briefe R.s an den Abt und sechs an den bekannten Appenzeller Historiker und Philanthropen Joh. C. Zellweger aus den Monaten Juni und Juli 1841 (*Beil. z. Jahresber. des Kollegiums Sarnen 1956/57*) zur Aargauer Klosterfrage. Die Briefe gehören in den Rahmen der Bestrebungen gemäßigter reformierter Kreise zur Überwindung der durch die Klosteraufhebung heraufbeschworenen eidgenössischen Krise. Sie sind, von P. A. gut kommentiert, von eigenem Wert, weil Reding als Mittelsmann den Gedankenaustausch zwischen Abt Regli und Zellweger leitete, weshalb die Schreiben R.s an Zellweger zum Verständnis des Ganzen eingeordnet und die aus nichterhaltenen Briefen zitierten Texte auch besonders kenntlich gemacht werden mußten. Z. glaubte, eine Rettung der Klöster erreichen zu können, sofern sie sich auf die Errichtung von gemeinnützigen Anstalten verpflichten würden, namentlich auch einer Blinden- und Taubstummenanstalt. Doch nicht allein hatten die Bestrebungen des Klosters zur Verbesserung des Schulwesens bereits früher eingesetzt. Vielmehr war an eine Ausweitung der Verpflichtungen angesichts des berechtigten Mißtrauens des Klosters gegen die Regierung und bei der damaligen Lage des Konventes nicht denkbar, von den finanziellen Ansprüchen der Regierung ganz abgesehen. Die Briefe sind für die Haltung der Persönlichkeiten überaus charakteristisch. Recht gegenwartsnah wirkt das konfessionelle Gespräch zwischen Reding und Zellweger über das Thema : Katholizismus und Toleranz, das ein ausführlicher Brief R.s (Nr. 11) wiederspiegelt, wobei R. die Auffassungen und Bedenken mit wohlüberlegten Argumenten zu zerstreuen sucht. Wer sich im übrigen über die archivalische Überlieferung der Korrespondenzen des Abtes unterrichten will, sei ausdrücklich auf die dankenswerten Angaben As. S. 55 f. hingewiesen. (Zur Charakteristik Zellwegers s. auch R. Feller, Die schweizer. Geschichtsschreibung im 19. Jahrh., Zürich 1938, 71-75 und Hs. Nabholz, Hundert Jahre Allgem. Geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz [1941] 29-35.)

Hermann Albisser: Ein Beitrag zur luzernischen Schulgeschichte. Luzerner Kantonal-Lehrerkonferenz 1849-1949. (Hrsg. vom Lehrerverein des Kantons Luzern 1956, xv-621 S.) Es handelt sich um ein die Kenntnis der Schulbestrebungen im Kanton Luzern wirklich förderndes Werk, aufgebaut auf einem reichen archivalischen Material, das eine knappe, aber ehrende Erwähnung verdient. Mag es auch z. T. recht breit angelegt sein, wird man doch bei näherem Einblick den Eigenwert des gebotenen Stoffes nicht leugnen können. Wohl kaum eine der wichtigen Fragen des Schul- und Erziehungswesens bleibt unberührt, handle es sich nun um pädagogische Fragen im engern Sinn oder um Fragen der Organisation oder des Unterrichts einzelner Fächer für die Primar- und Sekundarschulstufen. Der Historiker wird sich vornehmlich jenen Teilen zuwenden, die ihn näher berühren, so etwa dem Thema des Geschichtsunterrichts und der hiefür verwendeten Lehrmittel (356-359, dazu weitere Stellen). Es zeigt sich deutlich eine Erweiterung der Anforderungen. Ähnlich wird über den Religionsunterricht berichtet (340-342). Die Kirche verhielt sich anfänglich gegenüber der KLK ablehnend, was insofern nicht überraschen kann, als die Gründung 1822 unter dem maßgebenden Einfluß liberalgesinnter Persönlichkeiten erfolgte (32 f.). In der Folge nahm jedoch die Geistlichkeit starken Anteil an der Tätigkeit der KLK. An den Konferenzen, die A. in chronologischer Folge statistisch festhält, wurden regelmäßig Festpredigten gehalten, doch 1874 wurden sie gänzlich eingestellt. Das Werk ist eine Fundgrube an Material zur Geschichte vielseitiger Schulbestrebungen im 19. Jahrhundert. Theoretische oder auch grundsätzliche Erörterungen vermeidet A., auch wenn er es nicht unterläßt, in einer Gesamtwürdigung auch über die Mißerfolge der KLK Rechenschaft abzulegen (vgl. namentlich die Bemerkungen über den Rückgang der Schriften zur Heimatkunde und Schulgeschichte 574 f.). Rühmend hervorgehoben sei schließlich das sorgfältig gearbeitete biographische Verzeichnis der im Schulwesen bis in die neueste Zeit hinein hervorgetretenen Persönlichkeiten (515-571), ein schönes Zeugnis eines ungewöhnlichen Fleißes. Gute Register erschließen den reichen Stoff.

Wohl zu wenig beachtet wurde die Publikation der so verdienten Forscherin auf dem Gebiet der kirchlichen Kunst, vor allem St. Gallens, *Dr. h. c. Dora F. Rittmeyer: Von den Kirchengeräten im Toggenburg* (*Thur-Verlag E. Kalberer, Bazenheid 1956,* Fr. 23.—). Sie bietet ein sehr sorgfältiges Inventar und eine Beschreibung der Kirchenzierden und Geräte sowohl für den katholischen wie den reformierten Gottesdienst. Im trefflich ausgestatteten Werk (111 Abb.) findet sich selbstverständlich auch eine knappe Geschichte der einzelnen Kirchen und Kapellen. Besonderes Interesse erwecken jene Kultgegenstände, die der einstigen Benediktinerabtei St. Johann im Thurtal zugehörten.

O. VASELLA.